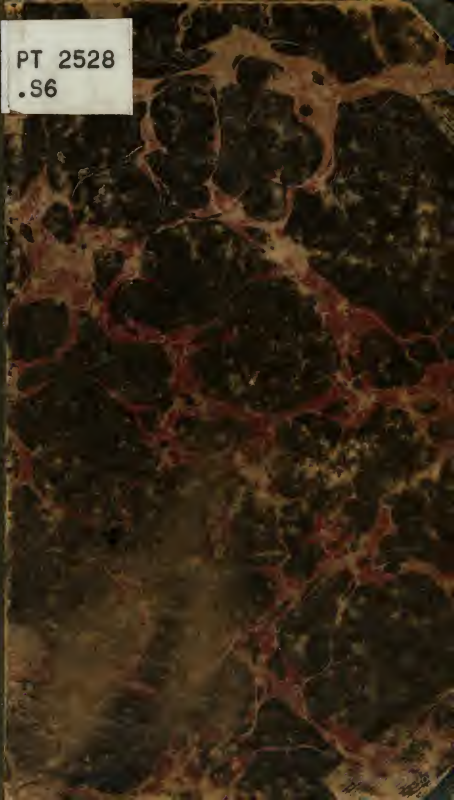


PT 2528

.S6



Ex Libris
Jean Furstenberg



UNIVERSITY
LIBRARY

Sehr seltene erste Ausgabe
Nach dem Liederbuch d. drei Freunde
öffentlicher Sturm s.

hlu 180 -

Sommer-Geschichten

und

Lieder

von

Theodor Storm.



Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1851.

R.

PT 2528

.S6

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Constanze

11-7-69

gewidmet.

Sommergeschichten habe ich auf den Titel geschrieben; um das Wesen dieser Geschichten zu bezeichnen, hätte ich „Situationen“ schreiben müssen. Lieber aber als eine Classification, habe ich ihnen einen Namen mitgeben wollen; und, weil sie Dir gewidmet sind, so heißen sie „Sommergeschichten“, nach der schönen, an unserer Küste nur zu kurzen Zeit des Jahres, die Du, wenn sie fern ist, so sehr ersehnt, wenn sie da ist, so voll zu genießen weißt; — die Dir, was immer

unter den Menschen geschehen möge, auch dieses
Jahr, und, wolle Gott! noch viele Jahre Deine
geliebten Rosen bringen wird!

Husum, den 5. Mai 1850.

Th. St.

Inhalt.

	Seite
Als Prolog. Octoberlieb.	1
Im Saal	3
Abseits	14
Lannkönig	16
Sturmnacht	20
Welchnachtslied	23
Der kleine Häwelman	24
Von Ragen	31
Gefegnete Mahlzeit	33
Eine Frühlingsnacht	34
Ränlein	36
Loose	37
Weiße Rosen	38
Waldweg	41
Die Herrgottskinder	43
Mai	44
Immensee	45
Dämmerstunde	96

	Seite
Abends	97
Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt	98
Du willst es nicht in Worten sagen	100
Die Zeit ist hin	102
Du schläfst	103
Mondlicht	104
Weihnachtsabend	105
Einer Lobten	108
Eine Fremde	110
Jugendliebe	111
Posthuma	112
Damendienst	118
Lehrfah	119
Ständchen	120
Die Kleine	122
Bettlerliebe	123
O süßes Nichtsthun	124
Wer je gelebt in Liebesarmen	125
Schließe mir die Augen beide	126
Sprich, bist du stark	127
Morgens	128
Zur Nacht	129
Marthe und ihre Uhr	130
Schneewittchen	141

Als Prolog.

Octoberlied.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden;
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüßlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an, und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilschen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Weilschen.

Die blauen Tage brechen an;
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackerer Freund,
Genießen, ja genießen!

Im Saal.

Am Nachmittag war Kindtaufe gewesen; nun war es gegen Abend. Die Eltern des Täuflings saßen mit den Gästen im geräumigen Saal, unter ihnen die Großmutter des Mannes; die Andern waren ebenfalls nahe Verwandte, junge und alte, die Großmutter aber war ein ganzes Geschlecht älter, als die ältesten von diesen. Das Kind war nach ihr »Barbara« getauft worden; doch hatte es auch noch einen schöneren Namen erhalten, denn Barbara allein klang doch gar zu altfränkisch für das hübsche kleine Kind. Dennoch sollte es mit diesem Namen gerufen werden: so wollten es beide Eltern, wie viel auch die Freunde dagegen einzuwenden hatten. Die alte Großmutter aber erfuhr nichts davon, daß die Brauchbarkeit ihres langbewährten Namens in Zweifel gezogen war.

Der Prediger hatte nicht lange nach Verrichtung seines Amtes den Familienkreis sich selbst überlassen;

nun wurden alte, liebe, oft erzählte Geschichten hervorgeholt und nicht zum letzten Male wieder erzählt. Sie kannten sich Alle; die Alten hatten die Zungen aufgewachsen, die Ältesten die Alten grau werden sehen; von Allen wurden die anmuthigsten und spaßhaftesten Kindergeschichten erzählt; wo kein Anderer sie wußte, da erzählte die Großmutter. Von ihr allein konnte Niemand erzählen; ihre Kinderjahre lagen hinter der Geburt aller Andern; die außer ihr selbst etwas davon wissen konnten, hätten weit über jedes Menschenalter hinaus sein müssen. — Unter solchen Gesprächen war es abendlich geworden. Der Saal lag gegen Westen, ein rother Schimmer fiel durch die Fenster noch auf die Gypsrosen an den weißen, mit Stuckaturarbeit gezierten Wänden; dann verschwand auch der. Aus der Ferne konnte man ein dumpfes eintöniges Rauschen in der jetzt eingetretenen Stille vernehmen. Einige der Gäste horchten auf.

Das ist das Meer, sagte die junge Frau.

Ja, sagte die Großmutter, ich habe es oft gehört; es ist schon lange so gewesen.

Dann sprach wieder Niemand; draußen vor den Fenstern in dem schmalen Steinhof stand eine große Linde, und man hörte, wie die Sperlinge unter den Blättern zur Ruhe gingen. Der Hauswirth hatte die Hand seiner Frau gefaßt, die still an seiner Seite saß,

und heftete seine Augen an die krause alterthümliche Gypsdecke.

Was hast Du? fragte ihn die Großmutter.

Die Decke ist gerissen, sagte er, die Simse sind auch gesunken. Der Saal wird alt, Großmutter, wir müssen ihn umbauen.

Der Saal ist noch nicht so alt, erwiderte sie, ich weiß noch wohl, als er gebaut wurde.

Gebaut? Was war denn früher hier?

Früher? wiederholte die Großmutter; dann verstummte sie eine Weile, und saß da, wie ein lebloses Bild; ihre Augen sahen rückwärts in eine vergangene Zeit, ihre Gedanken waren bei den Schatten der Dinge, deren Wesen lange dahin war. Dann sagte sie: Es ist achtzig Jahre her; dein Großvater und ich, wir haben es uns oft nachher erzählt, — die Saalthür führte dazumalen nicht in einen Hausraum, sondern aus dem Hause hinaus in einen kleinen Biergarten; es ist aber nicht mehr dieselbe Thür, die alte hatte Glasscheiben, und man sah dadurch gerade in den Garten hinunter, wenn man zur Hausthür hereintrat. Der Garten lag drei Stufen tiefer, die Treppe war an beiden Seiten mit buntem chinesischem Geländer versehen. Zwischen zwei von niedrigem Bux eingefassten Rabatten führte ein breiter, mit weißen Muscheln ausgestreuter

Steig nach einer Lindenlaube; davor zwischen zweien Kirschbäumen hing eine Schaukel; zu beiden Seiten der Laube an der hohen Gartenmauer standen sorgfältig aufgebundene Aprikosenbäume. — Hier konnte man Sommers in der Mittagsstunde deinen Urgroßvater regelmäßig auf- und abgehen sehen, die Aurikeln und holländischen Tulpen auf den Rabatten auspuhend oder mit Bast an weiße Stäbchen bindend. Er war ein strenger, accurater Mann mit militairischer Haltung, und seine schwarzen Augbrauen gaben ihm bei den weißgepuberten Haaren ein vornehmes Ansehen.

So war es einmal an einem August-Nachmittage, als dein Großvater die kleine Gartentreppe herabkam; aber dazumalen war er noch weit vom Großvater entfernt. — Ich seh' es noch vor meinen alten Augen, wie er mit schlankem Tritt auf deinen Urgroßvater zuging. Dann nahm er ein Schreiben aus einer sauber gestickten Briefftasche und überreichte es mit einer anmuthigen Verbeugung. Er war ein feiner junger Mensch mit sanften freundlichen Augen, und der schwarze Haarbeutel stach angenehm bei den lebhaften Wangen und dem perlgrauen Luchrocke ab. — Als dein Urgroßvater das Schreiben gelesen hatte, nickte er und schüttelte deinem Großvater die Hand. Er mußte ihm schon gut sein; denn er that selten dergleichen. Dann

wurde er in's Haus gerufen, und dein Großvater ging in den Garten hinab.

In der Schaukel vor der Laube saß ein achtjähriges Mädchen; sie hatte ein Bilderbuch auf dem Schooß, worin sie eifrig las; die klaren goldnen Locken hingen ihr über das heiße Gesichtchen herab, der Sonnenschein lag brennend darauf.

Wie heißt du? fragte der junge Mann.

Sie schüttelte das Haar zurück, und sagte: Barbara.

Nimm dich in Acht, Barbara; deine Locken schmelzen ja in der Sonne.

Die Kleine fuhr mit der Hand über das heiße Haar, der junge Mann lächelte, — und es war ein sehr sanftes Lächeln. — — Es hat nicht Noth, sagte er; komm, wir wollen schaukeln.

Sie sprang heraus: Wart, ich muß erst mein Buch verwahren. Dann brachte sie es in die Laube. Als sie wieder kam, wollte er sie hineinheben. Nein, sagte sie, ich kann ganz allein. Dann stellte sie sich auf das Schaukelbrettchen und rief: Nur zu! — Und nun zog dein Großvater, daß ihm der Haarbeutel bald rechts, bald links um die Schultern tänzte; die Schaukel mit dem kleinen Mädchen ging im Sonnenschein auf und nieder, die klaren Locken wehten ihr frei von den Schläfen. Und immer ging es ihr nicht hoch genug! Als

aber die Schaukel rauschend in die Lindenzweige flog, fuhren die Vögel zu beiden Seiten aus den Spalieren, daß die überreifen Aprikosen auf die Erde herabrollten.

Was war das? sagte er, und hielt die Schaukel an.

Sie lachte, wie er so fragen könne. Das war der Tritsch, sagte sie, er ist sonst gar nicht so bange.

Er hob sie aus der Schaukel, und sie gingen zu den Spalieren; da lagen die dunkelgelben Früchte zwischen dem Gesträuch. Dein Tritsch hat dich tractirt! sagte er. Sie schüttelte mit dem Kopf und legte eine schöne Aprikose in seine Hand. Dich! sagte sie leise.

Nun kam dein Urgroßvater wieder in den Garten zurück. Nimm er sich in Acht, sagte er lächelnd, er wird sie sonst nicht wieder los. Dann sprach er von Geschäftssachen, und beide gingen in's Haus.

Am Abend durfte die kleine Barbara mit zu Tisch sitzen; der junge freundliche Mann hatte für sie gebeten. — So ganz, wie sie es gewünscht hatte, kam es freilich nicht; denn der Gast saß oben an ihres Vaters Seite; sie aber war nur noch ein kleines Mädchen, und mußte ganz unten bei dem allerjüngsten Schreiber sitzen. Darum war sie auch so bald mit ihrem Essen fertig; dann stand sie auf und schlich sich an den Stuhl ihres Vaters. Der aber sprach mit dem jungen Mann so eifrig über Conto und Disconto, daß dieser für die kleine

Barbara gar keine Augen hatte. — Ja, ja, es ist achtzig Jahre her; aber die alte Großmutter denkt es noch wohl, wie die kleine Barbara damals recht sehr ungeduldig wurde und auf ihren guten Vater gar nicht zum Besten zu sprechen war. Die Uhr schlug zehn, und nun mußte sie gute Nacht sagen. Als sie zu deinem Großvater kam, fragte er sie: Schaukeln wir morgen? und die kleine Barbara wurde wieder ganz vergnügt. — Er ist ja ein alter Kindernarr, er! sagte der Urgroßvater; aber eigentlich war er selbst recht unvernünftig in sein kleines Mädchen verliebt.

Am andern Tage gegen Abend reiste dein Großvater fort.

Dann gingen acht Jahre hin. Die kleine Barbara stand oft zur Winterzeit an der Glashür und hauchte die gefrorenen Scheiben an; dann sah sie durch das Guckloch in den beschneiten Garten hinab, und dachte an den schönen Sommer, an die glänzenden Blätter und an den warmen Sonnenschein, an den Fritsch, der immer in den Spalieren nistete, und wie einmal die reifen Aprikosen zur Erde gerollt waren, und dann dachte sie an einen Sommertag, und zuletzt immer nur an diesen einen Sommertag, wenn sie an den Sommer dachte. — So gingen die Jahre hin; die kleine Barbara war nun doppelt so alt, und eigentlich gar nicht

mehr die kleine Barbara; aber der eine Sommertag stand noch immer als ein heller Punkt in ihrer Erinnerung. — Dann war er endlich eines Tages wirklich wieder da.

Wer? fragte lächelnd der Enkel, der Sommertag?

Ja, sagte die Großmutter, ja, dein Großvater. Es war ein rechter Sommertag.

Und dann? fragte er wieder.

Dann, sagte die Großmutter, gab es ein Brautpaar, und die kleine Barbara wurde deine Großmutter, wie sie hier unter euch sitzt und die alten Geschichten erzählt. — So weit war's aber noch nicht. Erst gab es eine Hochzeit, und dazu ließ dein Urgroßvater den Saal bauen. Mit dem Garten und den Blumen war's nun wohl vorbei; es hatte aber nicht Noth, er bekam bald lebendige Blumen zur Unterhaltung in seinen Mittagstunden. Als der Saal fertig war, wurde die Hochzeit gehalten. Es war eine lustige Hochzeit, und die Gäste sprachen noch lange nachher davon. — Ihr, die ihr hier sitzt, und die ihr jetzt allenthalben dabei sein müßt, ihr wart freilich nicht dabei; aber eure Väter und Großväter, eure Mütter und Großmütter, und das waren auch Leute, die ein Wort mitzusprechen wußten. Es war damals freilich noch eine stille, bescheidene Zeit; wir wollten noch nicht Alles besser wissen,

als die Majestäten und ihre Minister; und wer seine Nase in die Politik steckte, den hießen wir einen Kanegießer, und war's ein Schuster, so ließ man die Stiefeln bei seinem Nachbar machen. Die Dienstmädchen hießen noch alle Trine und Stine, und jeder trug den Rock nach seinem Stande. Jetzt trägt ihr sogar Schnurrbärte wie Junker und Cavaliere. Was wollt ihr denn? Wollt ihr alle mit regieren?

Ja, Großmutter, sagte der Enkel.

Und der Adel, und alle die hohen Herrschaften, die doch dazu geboren sind? Was soll aus denen werden?

Oh — — Adel — — sagte die junge Mutter, und sah mit stolzen liebevollen Augen zu ihrem Manne herauf.

Der lächelte und sagte: Streichen, Großmutter; oder wir werden alle Freiherren, ganz Deutschland mit Mann und Maus. Sonst seh ich keinen Rath.

Die Großmutter erwiderte nichts darauf; sie sagte nur: Auf meiner Hochzeit wurde nichts von Staatsgeschichten geredet; die Unterhaltung ging ihren ebenen Tritt, und wir waren eben so vergnügt dabei, als ihr in euren neumodischen Gesellschaften. Bei Tische wurden spasshafte Räthsel aufgegeben und Leberreime gemacht, beim Desert wurde gesungen „Gesundheit, Herr Nachbar, das Gläschen ist leer“ und alle die andern hübschen

Lieder, die nun vergessen sind; dein Großvater mit seiner hellen Tenorstimme war immer herauszuhören. — Die Menschen waren damals noch höflicher gegen einander; das Disputiren und Schreien galt in einer feinen Gesellschaft für sehr unziemlich. — Nun, das ist Alles anders geworden; — aber dein Großvater war ein sanfter, friedlicher Mann. Er ist schon lange nicht mehr auf dieser Welt; er ist mir weit vorausgegangen; es wird wohl Zeit, daß ich nachkomme.

Die Großmutter schwieg einen Augenblick, und es sprach Niemand. Nur ihre Hände fühlte sie ergriffen; sie wollten sie Alle noch behalten. Ein friedliches Lächeln glitt über das alte liebe Gesicht; dann sah sie auf ihren Enkel und sagte: Hier im Saal stand auch seine Leiche; du warst damals erst sechs Jahre alt, und standest am Sarg zu weinen. Dein Vater war ein strenger rücksichtsloser Mann. Heule nicht Junge, sagte er, und hob dich auf den Arm. Sieh her, so sieht ein braver Mann aus, wenn er gestorben ist. Dann wischte er sich heimlich selbst eine Thräne vom Gesicht. Er hatte immer eine große Verehrung für deinen Großvater gehabt. Jetzt sind sie Alle hinüber; — und heute hab' ich hier im Saal meine Urenkelin aus der Taufe gehoben, und ihr habt ihr den Namen eurer alten Großmutter gegeben. Möge der liebe Gott sie eben

so glücklich und zufrieden zu meinen Tagen kommen lassen.

Die junge Mutter fiel vor der Großmutter auf die Knie und küßte ihre feinen Hände.

Der Enkel sagte: Großmutter, wir wollen den alten Saal ganz umreißen und wieder einen Ziergarten pflanzen; die kleine Barbara ist auch wieder da. Die Frauen sagen ja, sie ist dein Ebenbild; sie soll wieder in der Schaukel sitzen und die Sonne soll wieder auf goldne Kinderlocken scheinen; vielleicht kommt dann auch eines Sommer-Nachmittags der Großvater wieder die kleine Chinesische Treppe herab, vielleicht — —

Die Großmutter lächelte: Du bist ein Phantast, sagte sie, dein Großvater war es auch.

Abseits.

Es ist so still; die Heide liegt
 Im warmen Mittagssonnenstrahle,
 Ein rosenrother Schimmer fliegt
 Um ihre alten Gräbermale;
 Die Kräuter blühen; der Haidebucht
 Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer haften durch's Gesträuch
 In ihren goldnen Panzerköpfchen,
 Die Bienen hängen Zweig um Zweig
 Sich an der Edelhaide Glöckchen;
 Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
 Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen Schindelhaus
Steht einsam hier und sonnbeföhien;
Der Rätbner lehnt zur Thür hinaus,
Behäglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schneidet Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Raum zittert durch die Mittagruh
Ein Schlag der Dorfuh, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigerndten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Tannkönig.*

1.

Am Felsenbruch im wilden Tann
 Liegt todt und ob' ein niedrig Haus;
 Der Eysen steigt das Dach hinan,
 Waldböglein fliegen ein und aus.

Und drin am blanken Eichtisch
 Verzaubert schläft ein Mägdelein;
 Die Wangen blühen ihr rosenfrisch,
 Auf den Locken wallt ihr der Sonnenschein.

Die mit einem * bezeichneten Gedichte sind abgedruckt aus dem Liederbuche dreier Freunde, Theod. Mommsen, Theod. Storm, Tycho Mommsen; erschienen in der Schwers'schen Buchhandlung zu Kiel, 1843.

Die Bäume rauschen im Walddesicht,
 Eintönig fällt der Quelle Schaum;
 Es lullt sie ein, es läßt sie nicht,
 Sie sinket tief von Traum zu Traum.

Nur wenn im Arm die Zitter klingt,
 Wenn hell der Wind vorüberzieht;
 Wenn gar zu laut die Drossel singt,
 Sucht manchesmal ihr Augenlied.

Dann wirft sie das blonde Köpfchen herum,
 Daß am Hals das güldene Kettlein klingt;
 Auf fliegen die Vögel, der Wald ist stumm,
 Und zurück in den Schlummer das Mägdelein sinkt.

2

Hell reißt der Mond die Wolken auf,
 Daß durch die Lannen bricht der Strahl;
 Im Grunde wachen die Elfen auf,
 Die Silberhörnlein rufen durchs Thal.

Zu Tanz, zu Tanz am Felsenhang,
 Am hellen Bach, im schwarzen Tann!
 Schön Jungfräulein, was wird dir bang?
 Wach auf und schlag die Saiten an!

Schön Jungfräulein, die sitzt im Traum,
 Tannkönig tritt zu ihr herein
 Und küßt ihr leis des Mundes Saum
 Und nimmt vom Hals das Güldkettlein.

Da schlägt sie hell die Augen auf —
 Was hilft ihr Weinen all und Flehn!
 Tannkönig, laß mich ziehn nach Haus,
 Laß mich zu meinen Schwestern gehn!

In meinem Walde sing ich dich,
 Tannkönig spricht, so bist du mein!
 Was hattest du die Meß' versäumt?
 Komm mit, komm mit zum Elfenreihn! —

Elf! Elf! das klingt so wunderbar
 Elf! Elf! mir graut vor dem Elfenreihn;
 Die haben gewiß kein Christenthum,
 O laß mich zu Vater und Mutter mein! —

Und denkst du an Vater und Mutter noch,
Sich aber hundert Jahr allein! —
Die Elfen ziehn zu Lanz, zu Lanz;
Er hängt ihr um das Güldkettlein.

Sturmnacht.

Im Hinterhaus im Fliesenaal
Ueber Urgroßmutter's Tische und Bänke,
Ueber die alten Schatullen und Schränke
Wandelt der zitternde Mondenstrahl.
Vom Wald kommt der Wind,
Und fährt an die Scheiben;
Und geschwind, geschwind
Schwagt er ein Wort,
Und dann wieder fort
Zum Wald über Föhren und Eiben.
Da wird auch das alte verzauberte Holz
Da drinnen lebendig;
Wie sonst im Walde will es stolz
Die Kronen schütteln unbändig,
Mit den Nesten greifen hinaus in die Nacht,

Mit dem Sturm sich schaukeln in brausender Jagd,
 Mit den Blättern im Uebermuth rauschen;
 Beim Tanz im Flug
 Durch Wolkenzug

Mit dem Mondlicht silberne Blicke tauschen.
 Da müht sich der Lehnstuhl die Arme zu recken,
 Den Roccocosuß will das Kanapee strecken,
 In der Kommode die Schubfächer drängen
 Und wollen die rostigen Schlösser sprengen;
 Der Tischschrank unter dem kleinen Troß
 Steht da ein finsterner Kolosß.

Traumhaft regt er die Klauen an,
 Ihm zuckt's in der verlornen Krone;
 Doch bricht er nicht den schweren Bann.
 Und draußen pfeift ihm der Wind zum Hohne,
 Und fährt an die Läden und rüttelt mit Macht,
 Bläst durch die Ritzen, grunzt und lacht,
 Schmeißt die Fledermäuse, die kleinen Gespenster
 Klitschend gegen die rasselnden Fenster.
 Die glupen dumm neugierig hinein —
 Da drinn' steht voll der Mondenschein.

Aber droben im Haus

Im behaglichen Zimmer
 Beim Sturmgebraus
 Saßen und schwappten die Alten noch immer,

Nicht hörend, wie drunten die Saalthür sprang,
Wie ein Klang war erwacht
Aus der lautlosen Nacht,
Der schollernd drang
Ueber Trepp' und Gang,
Daß dran in der Kammer die Kinder mit Schrecken
Aufstahren und schlüpfen unter die Decken.

Weihnachtslied.

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
 Ein milder Stern hernieder lacht;
 Ein wehrauch süßes Harzgedüfte
 Durchschwimmt träumerisch die Lüfte,
 Und Kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
 Das ist die liebe Weihnachtszeit!
 Ich höre fernher Kirchenglocken
 Mich lieblich heimathlich verlocken
 In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder
 Anbetend, staunend muß ich stehn;
 Es sinkt auf meine Augenlieder
 Ein goldner Kindertraum hernieder,
 Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

Der kleine Häwelman.

(Ein Kindermärchen.)

Es war einmal ein kleiner Junge, und der hieß Häwelman; des Nachts schlief er in einem Rollenbett und auch des Nachmittags, wenn er müde war; wenn er aber nicht müde war, so mußte seine Mutter ihn darin in der Stube umherfahren, und davon konnte er nie genug bekommen. Nun lag der kleine Häwelman eines Nachts in seinem Rollenbett und konnte nicht einschlafen, die Mutter aber schlief schon lange neben ihm in ihrer großen Bettstelle; die hatte aber vier ganz steife Beine und auch gar keine Rollen, denn es war eine Himmelbettstelle. Mutter, rief der kleine Häwelman, ich will fahren! und die Mutter langte im Schlaf den Arm aus dem Bett, und rollte die kleine Bettstelle hin und her, immer hin und her; und wenn ihr der Arm müde werden wollte, so rief der

kleine Häwermann: Mehr, mehr! und dann ging das Rollen wieder von Neuem an. Endlich aber schlief sie gänzlich ein, und so viel Häwermann auch schreien mochte, sie hörte es nicht. Es war rein vorbei. — Da dauerte es nicht lang, so sah der Mond in die Fensterscheiben, der gute alte Mond; und was er da sah, war so possierlich, daß er sich erst mit seinem Pelzärmel über das Gesicht fuhr, um sich die Augen auszuwischen; so etwas hatte der alte Mond all sein Lebetage nicht gesehen. Da lag der kleine Häwermann mit offenen Augen in seinem Rollenbett, und hielt das eine Beinchen wie einen Maßbaum in die Höhe; sein kleines Hemd hatte er ausgezogen und hing es wie ein Segel an seiner kleinen Zehe auf; dann nahm er ein Hemdzipfelchen in jede Hand und fing mit beiden Backen an zu blasen; und allmählich leise, leise fing es an zu rollen, über den Fußboden, dann die Wand hinauf, dann kopfüber die Decke entlang und dann die andere Wand wieder hinunter. Mehr, mehr! schrie Häwermann, als er wieder auf dem Boden war; und dann blies er wieder seine Backen auf, und dann ging es wieder kopfüber und kopfunter. Es war ein großes Glück für den kleinen Häwermann, daß es gerade Nacht war und die Erde auf dem Kopf stand; sonst hätte er doch gar zu leicht den Hals brechen können.

Als er dreimal die Reise gemacht hatte, guckte der Mond ihm auf einmal ins Gesicht. Junge, sagte er, hast du noch nicht genug? Nein, schrie Häwelmann, mehr, mehr! Mach mir die Thür auf! Ich will durch die Stadt fahren; alle Menschen sollen mich fahren sehen. Das kann ich nicht, sagte der gute Mond; aber er ließ einen langen Strahl durch das Schlüsselloch fallen, und darauf fuhr der kleine Häwelmann zum Hause hinaus. Es war eigentlich ein großes Glück für ihn, daß er noch ein so ganz kleiner Junge war; sonst hätte er in dem engen Schlüsselloch doch gar zu leicht zu Schaden kommen können.

Auf der Straße war es ganz still und einsam; die langen Häuser standen im hellen Mondschein und glogten mit ihren schwarzen Fenstern recht dumm in die Stadt hinaus; aber die Menschen waren nirgends zu sehen. Es rasselte recht, als der kleine Häwelmann in seinem Rollenbette über das Straßenpflaster fuhr, und der gute Mond ging immer neben ihm und leuchtete. So fuhren sie Straßen aus, Straßen ein; aber die Menschen waren nirgends zu sehen. Als sie bei der Kirche vorbeikamen, da krähte auf einmal der große goldene Hahn auf dem Glockenthurme. Da hielten sie still. Was machst du da? rief der kleine Häwelmann hinauf. Ich krähe zum ersten Mal! rief der goldene

Hahn herunter. Wo sind denn die Menschen? rief der kleine Häwermann hinauf. Die schlafen! rief der goldene Hahn herunter: wenn ich zum dritten Mal gekräht habe, dann wacht der erste Mensch auf. Das dauert mir zu lange; sagte Häwermann, ich will in den Wald fahren; alle Thiere sollen mich fahren sehen! Junge, sagte der gute alte Mond, hast du noch nicht genug? Nein, schrie Häwermann, mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte! Und dann blies er die Backen auf, und der alte gute Mond leuchtete, und so fuhren sie zum Stadthore hinaus, und über's Feld, und in den dunkeln Wald hinein. Der gute Mond hatte große Mühe, zwischen den vielen Bäumen durchzukommen; mitunter war er ein ganzes Stück zurück; aber er holte den kleinen Häwermann doch immer wieder ein. Im Walde aber war es still und einsam; die Thiere waren nicht zu sehen, weder die Hirsche, noch die Hasen, auch nicht die kleinen Mäuse. So fuhren sie immer weiter, durch Lannen- und Buchenwälder, bergauf und bergab; der gute Mond ging immer nebenher und leuchtete in alle Büsche; aber die Thiere waren nicht zu sehen. Nur eine kleine Kage saß oben in einem Eichbaume und funkelte mit ihren Augen. Da hielten sie still. Das ist der kleine Hünze, sagte Häwermann, ich kenne ihn wohl; er will die Sterne nachmachen. Und als sie

weiter fahren, sprang die kleine Kaze mit von Baum zu Baum. Was machst du da? rief der kleine Häwelmann hinauf. Ich illuminire! rief die kleine Kaze herunter. Wo sind denn die andern Thiere? rief der kleine Häwelmann hinauf. Die schlafen! rief die kleine Kaze herunter und sprang wieder einen Baum weiter; wenn ich mein letztes Auge zumache, so wacht der erste Maulwurf auf. Das dauert mir zu lange, sagte Häwelmann; ich will in den Himmel fahren; alle Sterne sollen mich fahren sehen. Junge, sagte der gute alte Mond, hast du noch nicht genug? Nein, schrie Häwelmann, mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte! und dann blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete, und so fuhren sie zum Walde hinaus, und dann über die Halbe bis ans Ende der Welt, und dann grade in den Himmel hinein. Hier war es lustig; alle Sterne waren wach, und hatten die Augen auf, und funkelten, daß der ganze Himmel blitzte. Plag da! schrie Häwelmann und fuhr in den hellen Haufen hinein, daß die Sterne rechts und links vor Angst vom Himmel fielen. Junge, sagte der alte gute Mond, hast du noch nicht genug? Nein, schrie Häwelmann, mehr, mehr! und hast du nicht gesehen! fuhr er dem alten guten Mond grade über die Nase, daß er ganz dunkelbraun im Gesicht wurde. Pfui! sagte der Mond und

niefte drei Mal. Alles mit Maassen! und damit pugte er seine Laterne aus und alle Sterne machten die Augen zu. Da wurde es im ganzen Himmel auf einmal so dunkel, daß man es ordentlich mit Händen greifen konnte. Leuchte, alter Mond, leuchte! schrie der kleine Häwermann; aber der Mond war nirgendß zu sehen, und auch die Sterne nicht; sie waren schon alle zu Bett gegangen. Da fürchtete der kleine Häwermann sich sehr, daß er so allein im Himmel sei. Er nahm seine Hemdzipfelchen in die Hände und blies die Backen auf; aber er wußte weder aus noch ein, er fuhr hin und her, kreuz und quer, und Niemand sah ihn fahren, weder die Menschen noch die Thiere, noch auch die lieben Sterne. Da guckte endlich unten, ganz unten am Himmelrande ein rothes rundes Gesicht zu ihm herauf, und der kleine Häwermann meinte, der Mond sei wieder aufgegangen. Leuchte, alter Mond, leuchte! rief er, und dann blies er wieder die Backen auf, und fuhr quer durch den ganzen Himmel und grade darauf los. Es war aber die Sonne, die eben aus dem Meere herauf kam. Junge, rief sie und sah ihm mit ihren glühenden Augen ins Gesicht, was machst du hier in meinem Himmel! Und eins, zwei, drei! nahm sie den kleinen Häwermann und warf ihn mitten in das große Wasser. Da konnte er schwimmen lernen.

Und dann?

Ja, und dann? Weißt du nicht mehr? Wenn ich und du nicht gekommen wären und den kleinen Häwelmann in unser Boot genommen hätten, so hätte er doch leicht ertrinken können.

Von Käsen.

Vergangnen Maitag brachte meine Käse
 Zur Welt sechs allerliebste kleine Käßchen,
 Maikäßchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
 Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
 Die Köchin aber — Köchinnen sind grausam,
 Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche —
 Die wollte von den Sechsen fünf ertränken,
 Fünf weiße, schwarzgeschwänzte Maikäßchen
 Ermorden wollte dies verruchte Weib.
 Ich half ihr heim! — der Himmel segne
 Mir meine Menschlichkeit! Die lieben Käßchen,
 Sie wuchsen auf und schritten binnen Kurzem
 Erhobenen Schwanzes über Hof und Heerd;
 Ja, wie die Köchin auch ingrimmig drein sah,
 Sie wuchsen auf, und Nachts vor ihrem Fenster
 Probirten sie die allerliebsten Stimmchen.

Ich aber, wie ich sie so wachsen sahe,
 Ich pries mich selbst und meine Menschlichkeit. —
 Ein Jahr ist um, und Kagen sind die Käßchen,
 Und Maitag ist's! — Wie soll ich es beschreiben,
 Das Schauspiel, das sich jetzt vor mir entfaltet!
 Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
 Ein jeder Winkel ist ein Wochenbettchen!
 Hier liegt das eine, dort das andre Käßchen,
 In Schränken, Körben, unter Tisch und Treppen,
 Die Alte gar — nein, es ist unaussprechlich,
 Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
 Und jede, jede von den sieben Kagen
 Hat sieben, denkt euch! sieben junge Käßchen,
 Maitkäßchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
 Die Köchin rast, ich kann der blinden Wuth
 Nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers;
 Ersäufen will sie alle neun und vierzig!
 Mir selber, ach, mir läuft der Kopf davon —
 O Menschlichkeit, wie soll ich dich bewahren.
 Was fang' ich an mit sechs und funfzig Kagen! —

Gefegnete Mahlzeit.

Sie haben wundervoll dinirt;
 Warm und behaglich rollt ihr Blut,
 Voll Menschenliebe ist ihr Herz,
 Sie sind der ganzen Welt so gut!

Sie schütteln zärtlich sich die Hand
 Umwandelnd den geleerten Tisck,
 Und wünschen, daß gefegnet sei
 Der Wein, der Braten und der Fisch.

Die Geistlichkeit, die Weltlichkeit,
 Wie sie so ganz verstehen sich!
 Ich glaube, Gott verzeihe mir,
 Sie lieben sich herzynniglich.

Eine Frühlingsnacht.

Im Zimmer drinnen ist's so schwül;
Der Kranke liegt auf dem heißen Pfuhl.

Im Fieber hat er die Nacht verbracht;
Sein Herz ist müde, sein Auge verwacht.

Er lauscht auf der Stunden rinnenden Sand;
Er hält die Uhr in der weißen Hand.

Er zählt die Schläge die sie pikt,
Er forschet, wie der Weiser rückt;

Es fragt ihn, ob er noch leb' vielleicht,
Wenn der Weiser die schwarze Drei erreicht.

Die Wartfrau sitzt geduldig dabei,
Harrend bis Alles vorüber sei. —

Schon auf dem Herzen drückt ihn der Tod —
Und draußen dämmert das Morgenroth;

An die Fenster klettert der Frühlingstag,
Mädchen und Vögel werden wach.

Die Erde lacht in Liebesschein,
Pfingstglocken läuten das Brautfest ein;

Singende Bursche ziehn übers Feld
Hinein in die blühende klingende Welt. —

Und immer stiller wird es drin;
Die Alte tritt zum Kranken hin.

Der hat die Hände gefaltet dicht; —
Sie zieht ihm das Laken übers Gesicht.

Dann geht sie fort. Stumm wird's und leer;
Und drinnen wacht kein Auge mehr.

Käuzlein.*

Da sitzt der Kauz im Ulmenbaum,
 Und heult und heult im Ulmenbaum.
 Die Welt hat für uns Beide Raum!
 Was heult der Kauz im Ulmenbaum
 Von Sterben und von Sterben?

Und über'n Weg die Nachtigall,
 Genüber pfeift die Nachtigall.
 O weh, die Lieb' ist gangen all!
 Was pfeift so süß die Nachtigall
 Von Liebe und von Liebe?

Zur Rechten hell ein Liebeslied,
 Zur Linken grell ein Sterbelied!
 Ach, bleibt denn nichts, wenn Liebe schieb,
 Denn nichts, als nur ein Sterbelied
 Raum wegbreit noch hinüber?

Loofe.

Der einst er seine Junge
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter sein gedacht.

Drauf hat er heimgeführt
Ein Mädchen still und hold;
Die hat aus allen Menschen
Nur einzig ihn gewollt.

Und ob sein Herz in Liebe
Niemand für sie gebebt;
Sie hat um ihn gelitten
Und nur für ihn gelebt.

Weiße Rosen.

1.

Du bißest die zarten Lippen wund,
Das Blut ist danach geflossen;
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil einst mein Mund sie verschlossen.

Entfärben ließ't du dein braunes Haar
In Sonnenbrand und Regen;
Du hast es gewollt, weil meine Hand
Liebkosend darauf gelegen.

Du stehst am Heerd in Flammen und Rauch,
Daß die feinen Hände dir sprangen;
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil mein Auge an ihnen gehangen.

2.

Du gehst an meiner Seite hin
 Und achtest meiner nicht;
 Nun schmerzt mich deine weiße Hand,
 Dein süßes Angesicht.

O sprich wie sonst ein liebes Wort,
 Ein einzig Wort mir zu!
 Die Wunden bluten heimlich fort,
 Auch du hast keine Ruh.

Der Mund, der jetzt zu meiner Dual
 Sich stumm vor mir verschließt,
 Ich hab' ihn ja so tausend mal,
 Viel tausend mal geküßt.

Was einst so überselig war,
 Tricht nun das Herz entzwei;
 Das Aug', das meine Seele trank,
 Sieht fremd an mir vorbei.

3.

So dunkel sind die Straßen,
So herbstlich geht der Wind;
Leb wohl, meine weiße Rose,
Mein Herz, mein Weib, mein Kind!

So schweigend steht der Garten,
Ich wandre weit hinaus;
Er wird dir nicht verrathen,
Daß ich nimmer kehre nach Haus.

Der Weg ist gar so einsam,
Es reißt ja Niemand mit;
Die Wolken nur am Himmel
Halten gleichen Schritt.

Ich bin so müd' zum Sterben;
Drum blieb' ich gern zu Haus,
Und schliefe gern das Leben
Und Lust und Leiden aus.

Waldweg.

Fragment.

Durch einen Nachbargarten ging der Weg,
 Wo blaue Schleh'n im tiefen Grase standen;
 Dann durch die Hecke über schmalen Steg
 Auf eine Wiese, die an allen Rändern
 Ein hoher Zaun vielfarb'gen Laub's umzog;
 Buschweiden unter wilden Rosenbüschen,
 Um die sich frei die Geißblatttranke bog,
 Brombeergewirr und Hülsendorn dazwischen;
 Vorbei an Farrenkräutern wob der Eppich
 Entlang des Walles seinen dunklen Teppich.
 Und vorwärts schreitend störte bald mein Tritt
 Die Biene auf, die um die Distel schwärmte,
 Bald hörte ich, wie durch die Gräser glitt
 Die Schlange, die am Sonnenstrahl sich wärmte.
 Sonst war es kirchenstill in alle Weite,
 Kein Vogel hörbar; nur an meiner Seite

Sprang schnaufend ab und zu des Oheims Hund;
 Denn nicht allein wär' ich um solche Zeit
 Gegangen zum entlegnen Waldesgrund;
 Mir graute vor der Mittagseinsamkeit. —
 Heiß war die Luft, und alle Winde schliefen,
 Und vor mir lag ein sonnig offner Raum,
 Wo quer hindurch schutzlos die Steige liefen.
 Wohl hatt' ich's sauer und ertrug es kaum;
 Doch rascher schreitend überwand ich's bald.
 Dann war ein Bach, ein Wall zu überspringen,
 Dann noch ein Steg, und vor mir lag der Wald,
 In dem schon herbstlich roth die Blätter hingen.
 Und drüber her hoch in der blauen Luft
 Stand heutesüchtig ein gewalt'ger Weih',
 Die Flügel schlagend durch den Sonnenduft;
 Tief aus der Holzung scholl des Hähers Schrei.
 Himbeerenduft und Tannenharzgeruch
 Duoll mir entgegen schon auf meinem Wege,
 Und dort im Walle schimmerte der Bruch,
 Durch den ich meinen Pfad nahm ins Gehege.
 Schon streckten dort gleich Säulen der Kapelle
 Ans Laubgewölb' die Tannenstämme sich;
 Dann war's erreicht, und wie an Kirchenschwelle
 Umschauerte die Schattenkühle mich.

Die Herrgottskinder.*

Von oben sieht der Herr darein,
 Ihr dürft indeß der Ruhe pflegen;
 Er giebt der Arbeit das Gedeihn
 Und träuft herab den Himmelsfegen.
 Und wenn dann in Blüthe die Saaten stehn
 So läßt er die Lüftlein darüber gehn,
 Auf daß sich die Halme zusammenbeugen
 Und frisch aus der Blüthe das Korn erzeugen;
 Und hält am Himmel hoch die Sonne,
 Daß Alles reife in ihrer Wonne.
 Da ständ' es den Bauern wohl prächtig an,
 Das Alles in ihre Scheuern zu laden!
 Gott Vater hat auch seinen Theil daran;
 Den will er vergaben nach seiner Gnaden.
 Da ruft er seine jüngsten Kinderlein;
 Die nährt er selbst aus seiner Hand,
 Die Kiehlein, die Häslein, die Würmlein klein

Und alles Gethier in Luft und Land;
 Das flattert herbei und kreucht und springt,
 Ist fröhlich all zu Gottes Ehr'
 Und all genügsam was er bringt.
 Des freut sich der Herrgott mächtig sehr,
 Er breitet weit die Arme aus
 Und spricht in Liebe überaus:
 All was da lebet, soll sich freun,
 Seid Alle von den Kindern mein;
 Und will euch drum doch nicht vergessen,
 Daß ihr nichts könnt als springen und fressen.
 Hat jeder seinen eignen Ton!
 Ihr sollt euch tummeln frisch im Grünen;
 Doch mündig ist der Mensch, mein Sohn;
 Drum mag er selbst sein Brod verdienen!

Mai.

Die Kinder schreien Vivat hoch!
 In die blaue Luft hinein;
 Den Frühling setzen sie auf den Thron,
 Der soll ihr König sein.

I m m e n s e e.

Der Alte.

An einem Spätherbstnachmittage ging ein alter wohlgekleideter Mann langsam die Straße hinab. Er schien von einem Spaziergange nach Hause zurückzukehren; denn seine Schnallenschuhe, die einer vorübergegangenen Mode angehörten, waren bestäubt. Den langen Rohrstock mit goldenem Knopf trug er unter dem Arm; mit seinen dunkeln Augen, in welche sich die ganze verlorene Jugend gerettet zu haben schien, und welche eigenthümlich von den schneeweißen Haaren abstachen, sah er ruhig umher oder in die Stadt hinab, welche im Abendsonnendufte vor ihm lag. — Er schien fast ein Fremder; denn von den Vorübergehenden grüßten ihn nur wenige, obgleich Mancher unwillkürlich in diese ernstern Augen zu sehen gezwungen wurde. Endlich stand er vor einem hohen Siebelhause still, sah noch einmal in die Stadt hinaus, und trat dann in die

Hausbiele. Bei dem Schall der Thürglocke wurde drinnen in der Stube von einem Guckfenster, welches nach der Diele hinausging, der grüne Vorhang weggeschoben und das Gesicht einer alten Frau dahinter sichtbar. Der Mann winkte ihr mit seinem Rohrstoß. Noch kein Licht! sagte er in einem etwas süblichen Accent; und die Haushälterin ließ den Vorhang wieder fallen. Der Alte ging nun über die weite Hausbiele, durch einen Pefel, wo große Eichschränke mit Porzellanbasen an den Wänden standen; durch die gegenüberstehende Thür trat er in einen kleinen Flur, von wo aus eine enge Treppe zu den obern Zimmern des Hinterhauses führte. Er stieg sie langsam hinauf, schloß oben eine Thür auf, und trat dann in ein mäßig großes Zimmer. Hier war es heimlich und still; die eine Wand war fast mit Repositorien und Bücherschränken bedeckt; an der andern hingen Bilder von Menschen und Gegenden; vor einem Tisch mit grüner Decke, auf dem einzelne aufgeschlagene Bücher umherlagen, stand ein schwerfälliger Lehnstuhl mit rothem Sammetkissen. — Nachdem der Alte Hut und Stoß in die Ecke gestellt hatte, setzte er sich in den Lehnstuhl und schien mit gefalteten Händen von seinem Spaziergange auszuruhen. — Wie er so saß, wurde es allmählig dunkler; endlich fiel ein Mondstrahl durch die Fensterscheiben auf die Gemälde

an der Wand, und wie der helle Streif langsam weiter rückte, folgten die Augen des Mannes unwillkürlich. Nun trat er über ein kleines Bild in schlichtem schwarzem Rahmen. Elisabeth! sagte der Alte leise; und wie er das Wort gesprochen, war die Zeit verwandelt; er war in seiner Jugend.

Die Kinder.

Bald trat die anmuthige Gestalt eines kleinen Mädchens zu ihm. Sie hieß Elisabeth und mochte fünf Jahre zählen; er selbst war doppelt so alt. Um den Hals trug sie ein rothseidenes Tüchchen; das ließ ihr hübsch zu den braunen Augen.

Reinhardt! rief sie, wir haben frei, frei! den ganzen Tag keine Schule, und morgen auch nicht.

Reinhardt stellte die Rechentafel, die er schon unterm Arm hatte, flink hinter die Hausthür, und dann liefen beide Kinder durchs Haus in den Garten, und durch die Gartenpforte hinaus auf die Wiese. Die unberhofften Ferien kamen ihnen herrlich zu Statten. Reinhardt hatte hier mit Elisabeths Hilfe ein Haus aus Rasenstücken aufgeführt; darin wollten sie die Sommerabende wohnen; aber es fehlte noch die Bank. Nun ging er gleich an die Arbeit; Nägel, Hammer und die nöthigen Bretter lagen schon bereit. Während dessen

ging Elisabeth an dem Wall entlang und sammelte den ringförmigen Samen der wilden Malve in ihre Schürze; davon wollte sie sich Ketten und Halsbänder machen; und als Reinhardt endlich trotz manches krumm geschlagenen Nagels seine Bank dennoch zu Stande gebracht hatte und nun wieder in die Sonne hinaustrat, ging sie schon weit davon am andern Ende der Wiese.

Elisabeth! rief er, Elisabeth! und da kam sie, und ihre Locken flogen. Komm, sagte er, nun ist unser Haus fertig. Du bist ja ganz heiß geworden; komm herein, wir wollen uns auf die neue Bank setzen. Ich erzähl' dir etwas.

Dann gingen sie beide hinein, und setzten sich auf die neue Bank. Elisabeth nahm ihre Ringelchen aus der Schürze und zog sie auf lange Bindfäden; Reinhardt fing an zu erzählen: Es waren einmal drei Spinnfrauen — —

Ach, sagte Elisabeth, das weiß ich ja auswendig; du mußt auch nicht immer dasselbe erzählen.

Da mußte Reinhardt die Geschichte von den drei Spinnfrauen stecken lassen, und statt dessen erzählte er die Geschichte von dem armen Mann, der in die Löwengrube geworfen war. Nun war es Nacht; sagte er, weißt du? ganz finstere, und die Löwen schliefen. Mitunter aber gähnten sie im Schlaf und reckten die

rothen Zungen aus; dann schauderte der Mann und meinte, daß der Morgen komme. Da warf es um ihn her auf einmal einen hellen Schein, und als er auffah, stand ein Engel vor ihm. Der winkte ihm mit der Hand und ging dann gerade in die Felsen hinein.

Elisabeth hatte aufmerksam zugehört. Ein Engel? sagte sie: Hatte er denn Flügel?

Es ist nur so eine Geschichte; antwortete Reinhardt; es giebt ja gar keine Engel.

O pfui, Reinhardt! sagte sie und sah ihm starr ins Gesicht. Als er sie aber finster anblickte, fragte sie ihn zweifelnd: Warum sagen sie es denn immer? Mutter und Tante und auch in der Schule?

Das weiß ich nicht; antwortete er, aber es giebt doch keine.

Aber du, sagte Elisabeth, giebt es denn auch keine Löwen?

Löwen? Ob es Löwen giebt! In Indien; da spannen die Götzenpriester sie vor den Wagen und fahren mit ihnen durch die Wüste. Wenn ich groß bin, will ich einmal selber hin. Da ist es viel tausendmal schöner als hier bei uns; da giebt es gar keinen Winter. Du mußt auch mit mir. Willst du?

Ja, sagte Elisabeth; aber Mutter muß dann auch mit, und deine Mutter auch.

Nein, sagte Reinhardt; die sind dann zu alt, die können nicht mit.

Ich darf aber nicht allein.

Du sollst schon dürfen; du wirst dann wirklich meine Frau, und dann haben die Andern dir nichts zu befehlen.

Aber meine Mutter wird weinen.

Wir kommen ja wieder, sagte Reinhardt heftig; sag es nur gerade heraus, willst du mit mir reisen? Sonst geh ich allein; und dann komme ich nimmer wieder.

Der Kleinen kam das Weinen nahe. Mach nur nicht so böse Augen, sagte sie; ich will ja mit nach Indien.

Reinhardt faßte sie mit ausgelassener Freude bei beiden Händen, und zog sie hinaus auf die Wiese. Nach Indien, nach Indien! sang er und schwenkte sich mit ihr im Kreise, daß ihr das rothe Tüchelchen vom Halse flog. Dann aber ließ er sie plötzlich los und sagte ernst: Es wird doch nichts daraus werden; du hast keine Courage.

— — Elisabeth! Reinhardt! rief es jetzt von der Gartenpforte. Hier! Hier! antworteten die Kinder, und sprangen Hand in Hand nach Hause.

Im Walde.

So lebten die Kinder zusammen; sie war ihm oft zu still, er war ihr oft zu heftig, aber sie ließen deshalb nicht von einander; fast alle Freistunden theilten sie, Winters in den beschränkten Zimmern ihrer Mütter; Sommers in Busch und Feld. — Als Elisabeth einmal in Reinhardts Gegenwart von dem Schullehrer gescholten wurde, stieß er seine Tafel zornig auf den Tisch, um den Eifer des Mannes auf sich zu lenken. Es wurde nicht bemerkt. Aber Reinhardt verlor alle Aufmerksamkeit an den geographischen Vorträgen; statt dessen verfaßte er ein langes Gedicht; darin verglich er sich selbst mit einem jungen Adler, den Schulmeister mit einer grauen Krähe, Elisabeth war die weiße Taube; der Adler gelobte, an der grauen Krähe Rache zu nehmen, sobald ihm die Flügel gewachsen sein würden. Dem jungen Dichter standen die Thränen in den Augen; er kam sich sehr erhaben vor. Als er nach Hause gekommen war, wußte er sich einen kleinen Pergamentband mit vielen weißen Blättern zu verschaffen; auf die ersten Seiten schrieb er mit sorgsammer Hand sein erstes Gedicht. — Bald darauf kam er in eine andere Schule; hier schloß er manche neue Kameradschaft mit Knaben seines Alters; aber sein Verkehr mit Elisabeth

wurde dadurch nicht gestört. Von den Märcen, welche er ihr sonst erzählt und wieder erzählt hatte, fing er jetzt an, die, welche ihr am besten gefallen hatten, aufzuschreiben; dabei wandelte ihn oft die Lust an, etwas von seinen eigenen Gedanken hineinzudichten; aber, er wußte nicht weshalb, er konnte immer nicht dazu gelangen. So schrieb er sie genau auf, wie er sie selber gehört hatte. Dann gab er die Blätter an Elisabeth, die sie in einem Schubfach ihrer Schatulle sorgfältig aufbewahrte; und es gewährte ihm eine anmuthige Befriedigung, wenn er sie mitunter Abends diese Geschichten in seiner Gegenwart aus den von ihm geschriebenen Heften ihrer Mutter vorlesen hörte.

Sieben Jahre waren vorüber. Reinhardt sollte zu seiner weiteren Ausbildung die Stadt verlassen. Elisabeth konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß es nun eine Zeit ganz ohne Reinhardt geben werde. Es freute sie, als er ihr eines Tages sagte, er werde, wie sonst, Märcen für sie aufschreiben; er wolle sie ihr mit den Briefen an seine Mutter schicken; sie müsse ihm dann wieder schreiben, wie sie ihr gefallen hätten. Die Abreise rückte heran; vorher aber kam noch mancher Reim in den Pergamentband. Das allein war für Elisabeth ein Geheimniß, obgleich sie die Veranlassung zu dem ganzen Buche und zu den meisten Liedern war,

welche nach und nach fast die Hälfte der weißen Blätter gefüllt hatten.

Es war im Juni; Reinhardt sollte am andern Tage reisen. Nun wollte man noch einmal einen festlichen Tag zusammen begehen. Dazu wurde eine Landpartie nach einer der nahegelegenen Holzungen in größerer Gesellschaft veranstaltet. Der stundenlange Weg bis an den Saum des Waldes wurde zu Wagen zurückgelegt; dann nahm man die Probiantkörbe herunter und marschirte weiter. Ein Lannengehölz mußte zuerst durchwandert werden; es war kühl und dämmerig und der Boden überall mit feinen Nadeln bestreut. Nach halbstündigem Wandern kam man aus dem Lannendunkel in eine frische Buchenwaldung; hier war alles licht und grün, mitunter brach ein Sonnenstrahl durch die blätterreichen Zweige; ein Eichkätzchen sprang über ihren Köpfen von Ast zu Ast. — Auf einem Platze, über welchem uralte Buchen mit ihren Kronen zu einem durchsichtigen Laubgewölbe zusammenwuchsen, machte die Gesellschaft Halt. Elisabeths Mutter öffnete einen der Körbe; ein alter Herr warf sich zum Probiantmeister auf. Alle um mich herum, ihr jungen Vögel! rief er, und merket genau, was ich euch zu sagen habe. Zum Frühstück erhält jetzt ein Jeder von euch zwei trockene Wecken; die Butter ist zu Hause geblieben, die Zukost muß sich

ein Jeder selber suchen. Es stehen genug Erdbeeren im Walde, das heißt, für den, der sie zu finden weiß, Wer ungeschickt ist, muß sein Brod trocken essen; so geht es überall im Leben. Habt ihr meine Rede begriffen?

Ja wohl! riefen die Jungen.

Ja seht, sagte der Alte, sie ist aber noch nicht zu Ende. Wir Alten haben uns im Leben schon genug umhergetrieben; darum bleiben wir jetzt zu Haus, das heißt, hier unter diesen breiten Bäumen, und schälen die Kartoffeln, und machen Feuer und rüsten die Tafel, und wenn die Uhr zwölf ist, sollen auch die Eier gekocht werden. Dafür seid ihr uns von euren Erdbeeren die Hälfte schuldig, damit wir auch einen Nachtmisch serviren können. Und nun geht nach Ost und West und seid ehrlich!

Die Jungen machten allerlei schelmische Gesichter. Halt! rief der alte Herr noch einmal. Das brauche ich euch wohl nicht zu sagen, wer keine findet, braucht auch keine abzuliefern; aber das schreibt euch wohl hinter eure feinen Ohren, von uns Alten bekommt er auch nichts. Und nun habt ihr für diesen Tag gute Lehren genug; wenn ihr nun noch Erdbeeren dazu habt, so werdet ihr für heute schon durchs Leben kommen.

Die Jungen waren derselben Meinung, und begannen sich paarweise auf die Fahrt zu machen.

Komm, Elisabeth, sagte Reinhardt, ich weiß einen Erdbeeren Schlag; du sollst kein trocknes Brod essen.

Elisabeth knüpfte die grünen Bänder ihres Strohhuts zusammen, und hing ihn über den Arm. So komm, sagte sie, der Korb ist fertig.

Dann gingen sie in den Wald hinein, tiefer und tiefer; durch feuchte undurchdringliche Baumschatten, wo Alles still war, nur unsichtbar über ihnen in den Lüften das Geschrei der Falken; dann wieder durch dichtes Gestrüpp, so dicht, daß Reinhardt vorangehen mußte, um einen Pfad zu machen, hier einen Zweig zu knicken, dort eine Ranke bei Seite zu biegen. Bald aber hörte er hinter sich Elisabeth seinen Namen rufen. Er wandte sich um. Reinhardt! rief sie, warte doch, Reinhardt! — Er konnte sie nicht gewahr werden; endlich sah er sie in einiger Entfernung mit den Sträuchern kämpfen; ihr feines Köpfchen schwamm nur kaum über den Spigen der Farrenkräuter. Nun ging er noch einmal zurück, und führte sie durch das Wirrniß der Kräuter und Stauden auf einen freien Platz hinaus, wo blaue Falter zwischen den einsamen Waldblumen flatterten. Reinhardt strich ihr die feuchten Haare aus dem erhitzten Gesichtchen; dann wollte er ihr den Strohhut aufsetzen, und sie wollte es nicht leiden; aber dann bat er sie, und dann ließ sie es doch geschehen.

Wo bleiben denn aber deine Erdbeeren? fragte sie endlich, indem sie stehen blieb und einen tiefen Athemzug that.

Hier haben sie gestanden, sagte er; aber die Kröten sind uns zuborgekommen, oder die Marder, oder vielleicht die Elfen.

Ja, sagte Elisabeth, die Blätter stehen noch da; aber sprich hier nicht von Elfen. Komm nur, ich bin noch gar nicht müde; wir wollen weiter suchen.

Vor ihnen war ein kleiner Bach, jenseits wieder der Wald. Reinhardt hob Elisabeth auf seine Arme und trug sie hinüber. Nach einer Weile traten sie aus dem schattigen Laube wieder in eine weite Lichtung hinaus. Hier müssen Erdbeeren sein, sagte das Mädchen, es duftet so süß.

Sie gingen suchend durch den sonnigen Raum; aber sie fanden keine. Nein, sagte Reinhardt, es ist nur der Duft des Heidekrauts.

Himbeerbüsche und HülSENDORN standen überall durch einander, ein starker Geruch von Heidekräutern, welche abwechselnd mit kurzem Grase die freien Stellen des Bodens bedeckten, erfüllte die Luft. Hier ist es einsam, sagte Elisabeth; wo mögen die Andern sein?

An den Rückweg hatte Reinhardt nicht gedacht. Warte nur; woher kommt der Wind? sagte er, und hob seine Hand in die Höhe. Aber es kam kein Wind.

Still, sagte Elisabeth, mich dünkt, ich hörte sie sprechen. Rufe einmal dahinunter.

Reinhardt rief durch die hohle Hand: Kommt hierher! — Hierher! rief es zurück.

Sie antworteten! sagte Elisabeth und klatschte in die Hände.

Nein, es war nichts, es war nur der Wiederhall.

Elisabeth faßte Reinhardts Hand. Mir graut! sagte sie.

Nein, sagte Reinhardt, das muß es nicht. Hier ist es prächtig. Setz dich dort in den Schatten zwischen die Kräuter. Laß uns eine Weile ausruhen; wir finden die Andern schon.

Elisabeth setzte sich unter eine überhängende Buche und lauschte aufmerksam nach allen Seiten; Reinhardt saß einige Schritte davon auf einem Baumstumpf und sah schweigend nach ihr hinüber. Die Sonne stand gerade über ihnen, es war glühende Mittagshize; kleine goldglänzende, stahlblaue Fliegen standen flügel-schwingend in der Luft; rings um sie her ein feines Schwirren und Summen, und manchmal hörte man tief im Walde das Hämmern der Spechte und das Kreischen der andern Waldbögel.

Horch, sagte Elisabeth, es läutet.

Wo? fragte Reinhardt.

Hinter uns. Hörst du? Es ist Mittag.

Dann liegt hinter uns die Stadt; und wenn wir in dieser Richtung gerade durchgehen, so müssen wir die Andern treffen.

So traten sie ihren Rückweg an; das Erdbeeren-suchen hatten sie aufgegeben, denn Elisabeth war müde geworden. Endlich klang zwischen den Bäumen hindurch das Lachen der Gesellschaft; dann sahen sie auch ein weißes Tuch am Boden schimmern, das war die Tafel, und darauf standen Erdbeeren in Hütle und Fülle. Der alte Herr hatte eine Serviette im Knopfloch und hielt den Jungen die Fortsetzung seiner moralischen Reden, während er eifrig an einem Braten herumtranchirte.

Da sind die Nachzügler! riefen die Jungen, als sie Reinhardt und Elisabeth durch die Bäume kommen sahen.

Hierher! rief der alte Herr, Lächer ausgeleert, Hüte umgekehrt! Nun zeigt her, was ihr gefunden habt.

Hunger und Durst! sagte Reinhardt.

Wenn das Alles ist, erwiderte der Alte, und hob ihnen die volle Schüssel entgegen, so müßt ihr es auch behalten. Ihr kennt die Abrede; hier werden keine Müßiggänger gefüttert.

Endlich ließ er sich aber doch erbitten, und nun wurde Tafel gehalten; dazu schlug die Drossel aus den Wachholderbüschen.

So ging der Tag hin. — Reinhardt hatte aber doch etwas gefunden; waren es keine Erdbeeren, so war es doch auch im Walde gewachsen. Als er nach Hause gekommen war, schrieb er in seinen alten Pergamentband:

Hier an der Bergeshalbe
Verstummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter sitzt das Kind.

Sie sitzt in Thymiane,
Sie sitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen summen
Und blitzen durch die Luft.

Es steht der Wald so schweigend,
Sie schaut so klug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenschein.

Der Kuckuck lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldenen Augen
Der Walbeskönigin.

So war sie nicht allein sein Schützling; sie war ihm auch der Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare seines aufgehenden Lebens.

Da stand das Kind am Wege.

Weihnachtabend kam heran. — Es war noch Nachmittags, als Reinhardt mit andern Studenten im Rathskeller am alten Eichentisch zusammen saß. Die Lampen an den Wänden waren angezündet, denn hier unten dämmerte es schon; aber die Gäste waren sparsam versammelt, die Kellner lehnten müßig an den Mauerpfeilern. In einem Winkel des Gewölbes saßen ein Geigenspieler und ein Bittermädchen mit feinen zigeunerhaften Zügen; sie hatten ihre Instrumente auf dem Schooß liegen und schienen theilnahmlos vor sich hin zu sehen.

Am Studententische knallte ein Champagnerpfropfen. Trinke, mein böhmisch Liebchen! rief ein junger Mann von junckerhaftem Aeußern, indem er ein volles Glas zu dem Mädchen hinüberreichte.

Ich mag nicht, sagte sie, ohne ihre Stellung zu verändern.

So sänge! rief der Junker, und warf ihr eine Silbermünze in den Schooß. Das Mädchen strich sich langsam mit den Fingern durch ihr schwarzes Haar, während der Geigenspieler ihr ins Ohr flüsterete; aber sie warf den Kopf zurück, und stützte das Kinn auf ihre Bitter. Für den spiel' ich nicht, sagte sie.

Reinhardt sprang mit dem Glase in der Hand auf, und stellte sich vor sie. Was willst du? fragte sie trotzig. Deine Augen sehn.

Was gehn dich meine Augen an?

Reinhardt sah funkelnd auf sie nieder. Ich weiß wohl, sie sind falsch! — Sie legte ihre Wange in die flache Hand, und sah ihn lauernd an. Reinhardt hob sein Glas an den Mund. Auf deine schönen, sündhaften Augen! sagte er, und trank.

Sie lachte, und warf den Kopf herum. Sieh! sagte sie; und indem sie ihre schwarzen Augen in die seinen heftete, trank sie langsam den Rest. Dann griff sie einen Dreiflang und sang mit tiefer leidenschaftlicher Stimme:

Heute, nur heute
Bin ich so schön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!
Nur diese Stunde
Bist du noch mein;
Sterben, ach sterben
Soll ich allein.

Während der Geigenspieler in raschem Tempo das Nachspiel einsetzte, gesellte sich ein neuer Ankömmling zu der Gruppe.

Ich wollte dich abholen, Reinhardt; sagte er. Du warst schon fort; aber das Christkind war bei dir eingekehrt.

Das Christkind? sagte Reinhardt, das kommt nicht mehr zu mir.

Ei was! Dein ganzes Zimmer roch nach Lannenbaum und braunen Kuchen.

Reinhardt setzte das Glas aus der Hand, und griff nach seiner Mühe.

Was willst du? fragte das Mädchen.

Ich komme schon wieder.

Sie runzelte die Stirn. Bleib! rief sie leise, und sah ihn vertraulich an.

Reinhardt zögerte. Ich kann nicht, sagte er.

Sie stieß ihn lachend mit der Fußspitze. Geh! sagte sie. Du taugst nichts; ihr taugt alle mit einander nichts. Und während sie sich abwandte, stieg Reinhardt langsam die Kellertreppe hinauf.

Draußen auf der Straße war es tiefe Dämmerung; er fühlte die frische Winterluft an seiner heißen Stirn. Hier und da fiel der helle Schein eines brennenden Lannenbaums aus den Fenstern, dann und wann hörte man von drinnen das Geräusch von kleinen Pfeifen und Blechtrompeten und dazwischen jubelnde Kinderstimmen. Schaaren von Bettelkindern gingen von Haus zu Haus, oder stiegen auf die Treppengeländer und suchten durch die Fenster einen Blick in die versagte Herrlichkeit zu gewinnen. Mitunter wurde auch eine

Thür plötzlich aufgerissen und scheltende Stimmen trieben einen ganzen Schwarm solcher kleinen Gäste aus dem hellen Hause auf die dunkle Gasse hinaus; anderswo wurde auf dem Hausflur ein altes Weihnachtslied gesungen; es waren klare Mädchenstimmen darunter. Reinhardt hörte sie nicht, er ging rasch an Allem vorüber, aus einer Straße in die andere. Als er an seine Wohnung gekommen, war es fast völlig dunkel geworden; er stolperte die Treppe hinauf und trat in seine Stube. Ein süßer Duft schlug ihm entgegen; das heimelte ihn an, das roch wie zu Haus der Mutter Weihnachtsstube. Mit zitternder Hand zündete er sein Licht an; da lag ein mächtiges Packet auf dem Tisch, und als er es öffnete, fielen die wohlbekanntten braunen Festkuchen heraus; auf einigen waren die Anfangsbuchstaben seines Namens in Zucker ausgestreut; das konnte Niemand anders als Elisabeth gethan haben. Dann kam ein Päckchen mit feiner gestickter Wäsche zum Vorschein, Tücher und Manschetten, zuletzt Briefe von der Mutter und von Elisabeth. Reinhardt öffnete zuerst den letzteren; Elisabeth schrieb:

Die schönen Zuckerbuchstaben können dir wohl erzählen, wer bei den Kuchen mitgeholfen hat; dieselbe Person hat die Manschetten für dich gestickt. Bei uns wird es nun Weihnachtabend sehr still wer-

den; meine Mutter stellt immer schon um halb zehn ihr Spinnrad in die Ecke; es ist gar so einsam diesen Winter, wo du nicht hier bist. Nun ist auch vorigen Sonntag der Hänsling gestorben, den du mir geschenkt hattest; ich habe sehr geweint, aber ich hab' ihn doch immer gut gewartet. Der sang sonst immer Nachmittags, wenn die Sonne auf sein Bauer schien; du weißt, die Mutter hing oft ein Tuch über, um ihn zu geschweigen, wenn er so recht aus Kräften sang. Da ist es nun noch stiller in der Kammer, nur daß dein alter Freund Erich uns jetzt mitunter besucht. Du sagtest einmal, er sähe seinem braunen Ueberrock ähnlich. Daran muß ich nun immer denken, wenn er zur Thür hereinkommt, und es ist gar zu komisch; sag es aber nicht zur Mutter, sie wird dann leicht verdrießlich. — Rath', was ich deiner Mutter zu Weihnachten schenke! Du räthst es nicht? Mich selber! Der Erich zeichnet mich in schwarzer Kreide; ich habe ihm schon drei Mal sitzen müssen, jedes Mal eine ganze Stunde. Es war mir recht zuwider, daß der fremde Mensch mein Gesicht so auswendig lernte. Ich wollte auch nicht, aber die Mutter redete mir zu; sie sagte, es würde der guten Frau Werner eine gar große Freude machen.

Aber du hältst nicht Wort, Reinhardt. Du hast

keine Märchen geschickt. Ich habe dich oft bei deiner Mutter verklagt; sie sagt dann immer, du habest jetzt mehr zu thun, als solche Kindereien. Ich glaub' es aber nicht; es ist wohl anders.

Nun las Reinhardt auch den Brief seiner Mutter, und als er beide Briefe gelesen und langsam wieder zusammengefaltet und weggelegt hatte, überfiel ihn unerbittliches Heimweh. Er ging eine Zeit lang in seinem Zimmer auf und nieder; er sprach leise und dann halbverständlich zu sich selbst:

Er wäre fast verirret
Und wußte nicht hinaus;
Da stand das Kind am Wege
Und winkte ihm nach Haus!

Dann trat er an sein Pult, nahm einiges Geld heraus, und ging wieder auf die Straße hinab. — Hier war es mittlerweile stiller geworden; die Weihnachtsbäume waren ausgebrannt, die Umzüge der Kinder hatten aufgehört. Der Wind segte durch die einsamen Straßen; Alte und Junge saßen in ihren Häusern familienweise zusammen; der zweite Abschnitt des Weihnachtabends hatte begonnen. —

Als Reinhardt in die Nähe des Rathskellers kam, hörte er aus der Tiefe herauf Geigenstrich und den Gesang des Bittermädchens; nun klingelte unten die Kel-

Ierthür, und eine dunkle Gestalt schwankte die breite, matt erleuchtete Treppe herauf. Reinhardt trat in den Häuserschatten, und ging dann rasch vorüber. Nach einer Weile erreichte er den erleuchteten Laden eines Zuvellers; und nachdem er hier ein kleines Kreuz von rothen Korallen eingehandelt hatte, ging er auf demselben Wege, den er gekommen war, wieder zurück.

Nicht weit von seiner Wohnung bemerkte er ein kleines, in klägliche Lumpen gehülltes Mädchen an einer hohen Hausthür stehen, in vergeblicher Bemühung sie zu öffnen. Soll ich dir helfen? sagte er. Das Kind erwiderte nichts, ließ aber die schwere Thürklinke fahren. Reinhardt hatte schon die Thür geöffnet. Nein, sagte er, sie könnten dich hinausjagen; komm mit mir! Ich will dir Weihnachtskuchen geben. Dann machte er die Thüre wieder zu und faßte das kleine Mädchen an der Hand, das stillschweigend mit ihm in seine Wohnung ging.

Er hatte das Licht beim Weggehen brennen lassen. Hier hast du Kuchen; sagte er, und gab ihr die Hälfte seines ganzen Schazes in ihre Schürze, nur keine mit den Zuckerbuchstaben. Nun geh nach Haus und gib deiner Mutter auch davon. Das Kind sah mit einem scheuen Blick zu ihm hinauf; es schien solcher Freundlichkeit ungewohnt und nichts darauf erwidern zu können. Reinhardt machte die Thür auf und leuchtete ihr, und

nun flog die Kleine wie ein Vogel mit ihren Kuchen die Treppe hinab und zum Hause hinaus.

Reinhardt schürte das Feuer in seinem Ofen an und stellte das bestaubte Dintensafß auf seinen Tisch; dann setzte er sich hin und schrieb, und schrieb die ganze Nacht Briefe an seine Mutter, an Elisabeth. Der Rest der Weihnachtskuchen lag unberührt neben ihm; aber die Manschetten von Elisabeth hatte er angeknüpft, was sich gar wunderlich zu seinem weißen Blaußrock ausnahm. So saß er noch, als die Wintersonne auf die gefrorenen Fensterscheiben fiel und ihm gegenüber im Spiegel ein blaßes, ernstes Antlitz zeigte.

Daheim.

Als es Ostern geworden war, reiste Reinhardt in die Heimath. Am Morgen nach seiner Ankunft ging er zu Elisabeth. Wie groß du geworden bist, sagte er, als das schöne schwächliche Mädchen ihm lächelnd entgegenkam. Sie erröthete, aber sie erwiderte nichts; ihre Hand, die er beim Willkommen in die seine genommen, suchte sie ihm sanft zu entziehen. Er sah sie zweifelnd an, das hatte sie früher nicht gethan; nun war es, als trete etwas Fremdes zwischen sie. — Das blieb auch, als er schon länger da gewesen, und als er Tag für Tag immer wiedergekommen war. Wenn

sie allein zusammen saßen, entstanden Pausen, die ihm peinlich waren und denen er dann ängstlich zuvorzukommen suchte. Um während der Ferienzeit eine bestimmte Unterhaltung zu haben, fing er an Elisabeth in der Botanik zu unterrichten, womit er sich in den ersten Monaten seines Universitätslebens angelegentlich beschäftigt hatte. Elisabeth, die ihm in Allem zu folgen gewohnt und überdies lehrhaft war, ging bereitwillig darauf ein. Nun wurden mehrere Male in der Woche Excursionen ins Feld oder in die Gärten gemacht, und hatten sie dann Mittags die grüne Botanikerkapsel voll Kraut und Blumen nach Hause gebracht, so kam Reinhardt einige Stunden später wieder, um mit Elisabeth den gemeinschaftlichen Fund zu ordnen und zu theilen.

In solcher Absicht trat er eines Nachmittags ins Zimmer, als Elisabeth am Fenster stand und ein vergoldetes Vogelbauer, das er sonst nicht dort gesehen, mit frischem Hühnerschwarm besteckte. Im Bauer saß ein Kanarienvogel, der mit den Flügeln schlug und kreischend nach Elisabeths Fingern pickte. Sonst hatte Reinhardts Vogel an dieser Stelle gehangen. Hat mein armer Hänfling sich nach seinem Tode in einen Goldfinken verwandelt? fragte er heiter.

Das pflegen die Hänflinge nicht; sagte die Mutter, welche spinnend im Lehnstuhl saß. Ihr Freund Erich

hat ihn heut Mittag für Elisabeth von seinem Hofe hereingeschickt.

Von welchem Hofe?

Das wissen Sie nicht?

Was denn?

Daß Erich seit einem Monat den zweiten Hof seines Vaters am Immensee angetreten hat?

Aber Sie haben mir kein Wort davon gesagt.

Ei, sagte die Mutter, Sie haben sich auch noch mit keinem Worte nach Ihrem Freunde erkundigt. Er ist ein gar lieber, verständiger junger Mann.

Die Mutter ging hinaus, um den Kaffee zu besorgen; Elisabeth hatte Reinhardt den Rücken zugewandt und war noch mit dem Bau ihrer kleinen Laube beschäftigt. Bitte, nur ein kleines Weilchen; sagte sie, gleich bin ich fertig. — Da Reinhardt wider seine Gewohnheit nicht antwortete, so wandte sie sich um. In seinen Augen lag ein plötzlicher Ausdruck von Kummer, den sie nie darin gewahrt hatte. Was fehlt dir, Reinhardt? fragte sie, indem sie nahe zu ihm trat.

Nir? sagte er gedankenlos und ließ seine Augen träumerisch in den ihren ruhen.

Du siehst so traurig aus.

Elisabeth, sagte er, ich kann den gelben Vogel nicht leiden.

Sie sah ihn staunend an; sie verstand ihn nicht. Du bist so sonderbar; sagte sie.

Er nahm ihre beiden Hände, die sie ruhig in den seinen ließ. Bald trat die Mutter wieder herein.

Nach dem Kaffee setzte diese sich an ihr Spiunrad; Reinhardt und Elisabeth gingen ins Nebenzimmer, um ihre Pflanzen zu ordnen. Nun wurden Staubfäden gezählt, Blätter und Blüten sorgfältig ausgebreitet und von jeder Art zwei Exemplare zum Trocknen zwischen die Blätter eines großen Folianten gelegt. Es war sonnige Nachmittagstille; nur neben an schnurrte der Mutter Spinnrad und von Zeit zu Zeit wurde Reinhardts gedämpfte Stimme gehört, wenn er die Ordnungen und Klassen der Pflanzen nannte oder Elisabeths ungeschickte Aussprache der lateinischen Namen corrigirte.

Mir fehlt noch von neulich die Maiblume; sagte sie jetzt, als der ganze Fund bestimmt und geordnet war.

Reinhardt zog einen kleinen weißen Pergamentband aus der Tasche. Hier ist ein Maiblumenstengel für dich; sagte er, indem er die halbgetrocknete Pflanze herausnahm.

Als Elisabeth die beschriebenen Blätter sah, fragte sie: Hast du wieder Märchen gedichtet?

Es sind keine Märchen, antwortete er, und reichte ihr das Buch.

Es waren lauter Verse, die meisten füllten höchstens eine Seite. Elisabeth wandte ein Blatt nach dem andern um; sie schien nur die Ueberschriften zu lesen. Als sie vom Schulmeister gescholten war. Als sie sich im Walde verirrt hatten. Mit den Ostermärchen. Als sie mir zum ersten Mal geschrieben hatte; in der Weise lauteten fast alle. Reinhardt blickte forschend zu ihr hin, und indem sie immer weiter blätterte, sah er, wie zuletzt auf ihrem klaren Antlitz ein zartes Roth hervorbrach und es allmählig ganz überzog. Er wollte ihre Augen sehen; aber Elisabeth sah nicht auf, und legte das Buch am Ende schweigend vor ihm hin.

Gieb es mir nicht so zurück! sagte er.

Sie nahm ein braunes Reis aus der Blechkapsel. Ich will dein Lieblingskraut hineinlegen; sagte sie, und gab ihm das Buch in seine Hände. — —

Endlich kam der letzte Tag der Ferienzeit und der Morgen der Abreise. Auf ihre Bitte erhielt Elisabeth von der Mutter die Erlaubniß, ihren Freund an den Postwagen zu begleiten, der einige Straßen von ihrer Wohnung seine Station hatte. Als sie vor die Hausthür traten, gab Reinhardt ihr den Arm; so ging er schweigend neben dem schlanken Mädchen her. Je näher sie ihrem Ziele kamen, desto mehr war es ihm, er habe ihr, ehe er auf so lange Abschied nehme, etwas Roth-

wendiges mitzutheilen, etwas, wobon aller Werth und alle Lieblichkeit seines künftigen Lebens abhängt, und doch konnte er sich des erlösenden Wortes nicht bewußt werden. Das ängstigte ihn; er ging immer langsamer.

Du kommst zu spät; sagte sie, es hat schon zehn geschlagen auf St. Marien.

Er ging aber darum nicht schneller. Endlich sagte er stammelnd: Elisabeth, du wirst mich nun in zwei Jahren gar nicht sehen — — wirst du mich wohl noch eben so lieb haben wie jetzt, wenn ich wieder da bin?

Sie nickte, und sah ihm freundlich ins Gesicht. — Ich habe dich auch vertheidigt; sagte sie nach einer Pause.

Mich? Gegen wen hattest du das nöthig?

Gegen meine Mutter. Wir sprachen gestern Abend, als du weggegangen warst, noch lange über dich. Sie meinte, du seist nicht mehr so gut, wie du gewesen.

Reinhardt schwieg einen Augenblick; dann aber nahm er ihre Hand in die seine, und indem er ihr ernst in ihre Kinderaugen blickte, sagte er: Ich bin noch eben so gut, wie ich gewesen bin; glaube du das nur fest! Glaubst du es, Elisabeth?

Ja, sagte sie. Er ließ ihre Hand los und ging rasch mit ihr durch die letzte Straße. Je näher ihm der Abschied kam, desto freudiger ward sein Gesicht; er ging ihr fast zu schnell.

Was hast du, Reinhardt? fragte sie.

Ich habe ein Geheimniß, ein schönes! sagte er, und sah sie mit leuchtenden Augen an. Wenn ich nach zwei Jahren wieder da bin, dann sollst du es erfahren.

Mittlerweile hatten sie den Postwagen erreicht; es war noch eben Zeit genug. Noch einmal nahm Reinhardt ihre Hand. Leb' wohl! sagte er, leb' wohl, Elisabeth. Vergiß es nicht.

Sie schüttelte mit dem Kopf. Leb' wohl! sagte sie. Reinhardt stieg hinein, und die Pferde zogen an. Als der Wagen um die Straßenecke rollte, sah er noch einmal ihre liebe Gestalt, wie sie langsam den Weg zurückging.

Ein Brief.

Fast zwei Jahre nachher saß Reinhardt vor seiner Lampe zwischen Büchern und Papieren in Erwartung eines Freundes, mit welchem er gemeinschaftliche Studien übte. Man kam die Treppe herauf. Herein! — Es war die Wirthin. Ein Brief für Sie, Herr Werner! Dann entfernte sie sich wieder.

Reinhardt hatte seit seinem Besuche in der Heimath nicht an Elisabeth geschrieben und von ihr keinen Brief mehr erhalten. Auch dieser war nicht von ihr; es war die Hand seiner Mutter. Reinhardt brach und las, und bald las er Folgendes:

In deinem Alter, mein liebes Kind, hat noch fast jedes Jahr sein eigenes Gesicht; denn die Jugend läßt sich nicht ärmer machen. Hier ist auch Manches anders geworden, was dir wohl erstan weh thun wird, wenn ich dich sonst recht verstanden habe. Erich hat sich gestern endlich das Jawort von Elisabeth geholt, nachdem er in dem letzten Vierteljahr zweimal vergebens angefragt hatte. Sie hat sich immer nicht dazu entschließen können; nun hat sie es endlich doch gethan; sie ist auch noch gar so jung. Die Hochzeit soll bald sein, und die Mutter wird dann mit ihnen fortgehen.

Immensée.

Wiederum waren Jahre vorüber. — Auf einem abwärts führenden schattigen Waldwege wanderte an einem warmen Frühlingsnachmittage ein junger Mann mit kräftigem, gebräuntem Antlitz. Mit seinen ernstesten grauen Augen sah er gespannt in die Ferne, als erwarte er endlich eine Veränderung des einförmigen Weges, die jedoch immer nicht eintreten wollte. Endlich kam ein Karrenfuhrwerk langsam von unten herauf. Holla! guter Freund, rief der Wanderer dem nebengehenden Bauer zu, geht's hier recht nach Immensee?

Immer gerad' aus; antwortete der Mann, und rückte an seinem Rundhute.

Hat's denn noch weit bis dahin?

Der Herr ist dicht davor. Keine halbe Pfeif' Toback, so haben's den See; das Herrenhaus liegt hart daran.

Der Bauer fuhr vorüber; der Andere ging eiliger unter den Bäumen entlang. Nach einer Viertelstunde hörte ihm zur Linken plötzlich der Schatten auf; der Weg führte an einem Abhang, aus dem die Gipfel hundertjähriger Eichen nur kaum hervorragten. Ueber sie hinweg öffnete sich eine weite, sonnige Landschaft. Tief unten lag der See, ruhig, dunkelblau, fast ringsum von grünen, sonneschienenen Wäldern umgeben, nur an einer Stelle traten sie auseinander und gewährten eine tiefe Fernsicht, bis auch diese durch blaue Berge geschlossen wurde. Quer gegenüber, mitten in dem grünen Laub der Wälder, lag es wie Schnee darüber her; das waren blühende Obstbäume, und daraus hervor auf dem hohen Ufer erhob sich das Herrenhaus, weiß mit rothen Ziegeln. Ein Storch flog vom Schornstein auf, und kreiste langsam über dem Wasser. — Immensee! rief der Wanderer. Es war fast, als hätte er jetzt das Ziel seiner Reise erreicht; denn er stand unbeweglich, und sah über die Gipfel der Bäume zu seinen

Füßen hinüber ans andre Ufer, wo das Spiegelbild des Herrenhauses leise schaukelnd auf dem Wasser schwamm. Dann setzte er plötzlich seinen Weg fort.

Es ging jetzt fast steil den Berg hinab, so daß die untenstehenden Bäume wieder Schatten gewährten, zugleich aber die Aussicht auf den See verdeckten, der nur zuweilen zwischen den Lücken der Zweige hindurchblitzte. Bald ging es wieder sanft empor, und nun verschwand rechts und links die Holzung; statt dessen streckten sich dichtbelaubte Weinbühel am Wege entlang; zu beiden Seiten desselben standen blühende Obstbäume voll sumrender, wühlender Bienen. Ein stattlicher Mann in braunem Ueberrock kam dem Wanderer entgegen. Als er ihn fast erreicht hatte, schwenkte er seine Mütze und rief mit heller Stimme: Willkommen, willkommen, Bruder Reinhardt! Willkommen auf Gut Immensee!

Gott grüß dich, Erich, und Dank für dein Willkommen! rief ihm der Andre entgegen.

Dann waren sie zu einander gekommen und reicheten sich die Hände. Bist du es denn aber auch? sagte Erich, als er so nahe in das ernste Gesicht seines alten Schulkameraden sah.

Freilich bin ich's, Erich, und du bist es auch; nur siehst du noch fast heiterer aus, als du schon sonst immer gethan hast.

Ein frohes Lächeln machte Erichs einfache Züge bei diesen Worten noch um Vieles heiterer. Ja, Bruder Reinhardt, sagte er, diesem noch einmal seine Hand reichend, ich habe aber auch seitdem das große Loos gezogen; du weißt es ja. Dann rieb er sich die Hände und rief vergnügt: Das wird eine Ueberraschung! Den erwartet sie nicht, in alle Ewigkeiten nicht!

Eine Ueberraschung? fragte Reinhardt. Für wen denn?

Für Elisabeth.

Elisabeth! Du hast ihr nicht von meinem Besuch gesagt?

Kein Wort, Bruder Reinhardt; sie denkt nicht an dich, die Mutter auch nicht. Ich hab' dich ganz im Geheim verschrieben, damit die Freude desto größer sei. Du weißt, ich hatte immer so meine stillen Blänchen.

Reinhardt wurde nachdenklich; der Athem schien ihm schwer zu werden, je näher sie dem Hofe kamen. An der linken Seite des Weges hörten nun auch die Weingärten auf und machten einem weitläufigen Küchengarten Platz, der sich bis fast an das Ufer des Sees hinabzog. Der Storch hatte sich mittlerweile niedergelassen, und spazierte gravitatisch zwischen den Gemüsebeeten umher. Holla! rief Erich in die Hände klatschend, stiehlt mir der hochbeinichte Aegypter schon

wieder meine kurzen Erbsenstangen! Der Vogel erhob sich langsam, und flog auf das Dach eines neuen Gebäudes, das am Ende des Küchengartens lag und dessen Mauern mit aufgebundenen Pfirsich- und Aprikosensäumen überzweigt waren. Das ist die Spiritfabrik, sagte Erich; ich habe sie erst vor zwei Jahren angelegt. Die Wirthschaftsgebäude hat mein Vater selig neu aufsetzen lassen; das Wohnhaus ist schon von meinem Großvater gebaut worden. So kommt man immer ein Bißchen weiter.

Sie waren bei diesen Worten auf einen geräumigen Platz gekommen, der an den Seiten durch die ländlichen Wirthschaftsgebäude, im Hintergrunde durch das Herrenhaus begränzt wurde, an dessen beide Flügel sich eine hohe Gartenmauer angeschlossen; hinter dieser sah man die Büge dunkler Laruswände, und hin und wieder ließen Syringebäume ihre blühenden Zweige in den Hofraum hinunterhängen. Männer mit sonnen- und arbeitsheißen Gesichtern gingen über den Platz und grüßten die Freunde, während Erich dem einen und dem andern einen Auftrag oder eine Frage über ihr Tagewerk entgegenrief. — Dann hatten sie das Haus erreicht. Eine hohe, kühle Hausflur nahm sie auf, an deren Ende sie links in einen etwas dunkleren Seitengang einbogen. Hier öffnete Erich eine Thür, und sie

traten in einen geräumigen Gartensaal, der durch das Laubgedränge, welches die gegenüber liegenden Fenster bedeckte, zu beiden Seiten mit grüner Dämmerung erfüllt war; zwischen diesen aber ließen zwei hohe, weitgeöffnete Flügelthüren den vollen Glanz der Frühlingssonne hereinfallen, und gewährten die Aussicht in einen Garten mit gezirkelten Blumenbeeten und hohen steilen Laubwänden, getheilt durch einen geraden breiten Gang, durch welchen man auf den See und weiter auf die gegenüberliegenden Wälder hinausjah. Als die Freunde hineintraten, trug die Zugluft ihnen einen Strom von Duft entgegen.

Auf einer Terrasse vor der Gartenthür saß eine weiße, mädchenhafte Frauengestalt. Sie stand auf und ging den Eintretenden entgegen; aber auf halbem Wege blieb sie wie eingewurzelt stehen, und starrte den Fremden unbeweglich an. Er streckte ihr lächelnd die Hand entgegen. Reinhardt! rief sie, Reinhardt! Mein Gott, du bist es! — Wir haben uns lange nicht gesehen.

Lange nicht, sagte er, und konnte nichts weiter sagen; denn als er ihre Stimme hörte, fühlte er einen feinen körperlichen Schmerz am Herzen, und wie er zu ihr aufblickte, stand sie vor ihm, dieselbe leichte zärtliche Gestalt, der er vor Jahren in seiner Vaterstadt Lebewohl gesagt hatte.

Erich war mit freudestrahlendem Antlitz an der Thür zurückgeblieben. Nun Elisabeth? sagte er, Gelt! den hättest du nicht erwartet, den in alle Ewigkeit nicht!

Elisabeth sah ihn mit schwesterlichen Augen an. Du bist so gut, Erich! sagte sie.

Er nahm ihre schmale Hand liebevoll in die seinen. Und nun wir ihn haben, sagte er, nun lassen wir ihn sobald nicht wieder los. Er ist so lange draußen gewesen; wir wollen ihn wieder heimisch machen. Schau nur, wie fremd und vornehm er aussehen worden ist.

Ein scheuer Blick Elisabeths streifte Reinhardts Antlitz. Es ist nur die Zeit, die wir nicht beisammen waren; sagte er.

In diesem Augenblick kam die Mutter, mit einem Schlüsselförbchen am Arm, zur Thüre herein. Herr Werner! sagte sie, als sie Reinhardt erblickte; ei, ein eben so lieber, als unerwarteter Gast. — Und nun ging die Unterhaltung in Fragen und Antworten ihren ebenen Tritt. Die Frauen setzten sich zu ihrer Arbeit, und während Reinhardt die für ihn bereiteten Erfrischungen genoß, hatte Erich seinen soliden Meerschamkopf angebrannt, und saß dampfend und discourirend an seiner Seite.

Am andern Tage mußte Reinhardt mit ihm hinaus;

auf die Aecker, in die Weinberge, in den Hopfengarten, in die Spritfabrik. Es war Alles wohl bestellt; die Leute, welche auf dem Felde und bei den Kesseln arbeiteten, hatten alle ein gesundes und zufriedenes Aussehen. Zu Mittag kam die Familie im Gartensaal zusammen, und der Tag wurde dann, je nach der Muße der Wirthe, mehr oder minder gemeinschaftlich verlebt. Nur die Stunden vor dem Abendessen, wie die ersten des Vormittags, blieb Reinhardt arbeitend auf seinem Zimmer. Er hatte seit Jahren, wo er deren habhaft werden konnte, die im Volke lebenden Reime und Lieder gesammelt, und ging nun daran seinen Schatz zu ordnen und wo möglich mit neuen Aufzeichnungen aus der Umgegend zu vermehren. — Elisabeth war zu allen Zeiten sanft und freundlich; Erichs immer gleichbleibende Aufmerksamkeit nahm sie mit einer fast demüthigen Dankbarkeit auf, und Reinhardt dachte mitunter, das heitere Kind von ehemals habe wohl eine weniger stille Frau versprochen.

Seit dem zweiten Tage seines Hierseins pflegte er Abends einen Spaziergang an dem Ufer des Sees zu machen. Der Weg führte hart unter dem Garten vorbei. Am Ende desselben, auf einer vorspringenden Bausteine, stand eine Bank unter hohen Birken; die Mutter hatte sie die Abendbank getauft, weil der Platz gegen

Abend lag und des Sonnenuntergangs halber um diese Zeit am meisten benützt wurde. — Von einem Spaziergange auf diesem Wege kehrte Reinhardt eines Abends zurück, als er vom Regen überrascht wurde. Er suchte Schutz unter einer am Wasser stehenden Linde; aber die schweren Tropfen schlugen bald durch die Blätter. Durchnäßt, wie er war, ergab er sich darein und setzte langsam seinen Rückweg fort. Es war fast dunkel; der Regen fiel immer dichter. Als er sich der Abendbank näherte, glaubte er zwischen den schimmernden Birkenstämmen eine weiße Frauengestalt zu unterscheiden. Sie stand unbeweglich und, wie er beim Näherkommen zu erkennen meinte, zu ihm hingewandt, als wenn sie jemanden erwartete. Er glaubte, es sei Elisabeth. Als er aber rascher zuschritt, um sie zu erreichen und dann mit ihr zusammen durch den Garten ins Haus zurückzukehren, wandte sie sich langsam ab und verschwand in die dunkeln Seitengänge. Er konnte das nicht reimen; er war fast zornig auf Elisabeth, und dennoch zweifelte er, ob sie es gewesen sei; aber er scheute sich sie danach zu fragen; ja, er ging bei seiner Rückkehr nicht in den Gartensaal, nur um Elisabeth nicht etwa durch die Gartenthür hereintreten zu sehen.

Meine Mutter hat's gewollt.

Einige Tage nachher, es ging schon gegen Abend, saß die Familie, wie gewöhnlich um diese Zeit, im Gartensaal zusammen. Die Thüren standen offen; die Sonne war schon hinter den Wäldern jenseit des Sees.

Reinhardt wurde um die Mittheilung einiger Volkslieder gebeten, welche er am Nachmittage von einem auf dem Lande wohnenden Freunde geschickt bekommen hatte. Er ging auf sein Zimmer, und kam gleich darauf mit einer Papierrolle zurück, welche aus einzelnen sauber geschriebenen Blättern zu bestehen schien.

Man setzte sich an den Tisch, Elisabeth an Reinhardts Seite. Wir lesen auf gut Glück; sagte er, ich habe sie selber noch nicht durchgesehen.

Elisabeth rollte das Manuscript auf. Hier sind Noten; sagte sie, das mußt du singen, Reinhardt.

Und dieser las nun zuerst einige Tyroler Schnaderhüpferl, indem er beim Lesen je zuweilen die lustige Melodie mit halber Stimme anklingen ließ. Eine allgemeine Heiterkeit bemächtigte sich der kleinen Gesellschaft. Wer hat doch aber die schönen Lieder gemacht? fragte Elisabeth.

Ei, sagte Erich, das hört man den Dingen schon

an; Schneidergesellen und Friseure, und derlei lustiges Gefindel.

Reinhardt sagte: Sie werden gar nicht gemacht; sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Thun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten.

Er nahm ein anderes Blatt: Ich stand auf hohen Bergen....

Das kenne ich! rief Elisabeth. Stimme nur an, Reinhardt; ich will dir helfen. Und nun sangen sie jene Melodie, die so räthselhaft ist, daß man nicht glauben kann, sie sei von Menschen erbacht worden; Elisabeth mit ihrer etwas verdeckten Altstimme dem Tenor secundirend.

Die Mutter saß inzwischen emsig an ihrer Näherei, Erich hatte die Hände in einander gelegt und hörte andächtig zu. Als das Lied zu Ende war, legte Reinhardt das Blatt schweigend bei Seite. — Vom Ufer des Sees herauf kam durch die Abendstille das Geläute der Heerdenglocken; sie horchten unwillkürlich; da hörten sie eine klare Knabenstimme singen:

Ich stand auf hohen Bergen,
Und sah ins tiefe Thal...

Reinhardt lächelte: Hört ihr es wohl? So geht's von Mund zu Mund.

Es wird oft in dieser Gegend gesungen; sagte Elisabeth.

Ja, sagte Erich, es ist der Hirtenkaspar; er treibt die Starcken heim.

Sie horchten noch eine Weile, bis das Geläute oben hinter den Wirthschaftsgebäuden verschwunden war. Das sind Urtdöne; sagte Reinhardt, sie schlafen in Waldesgründen; Gott weiß, wer sie gefunden hat.

Er zog ein neues Blatt heraus.

Es war schon dunkler geworden; ein rother Abend-schein lag wie Schaum auf den Wäldern jenseit des Sees. Reinhardt rollte das Blatt auf, Elisabeth legte an der einen Seite ihre Hand darauf, und sah mit hinein. Dann laß Reinhardt:

Meine Mutter hat's gewollt,
Den Andern ich nehmen sollt';
Was ich zuvor befehen,
Mein Herz sollt' es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohlgethan;
Was sonst in Ehren stünde,
Nun ist es worden Sünde.
Was fang' ich an!

Für all mein Stolz und Freud'
 Gewonnen hab' ich Leid.
 Ach, wär' das nicht geschehen,
 Ach, könnt' ich betteln gehen
 Ueber die braune Haib!

Während des Lesens hatte Reinhardt ein unmerkliches Zittern des Papiers empfunden; als er zu Ende war, schob Elisabeth leise ihren Stuhl zurück, und ging schweigend in den Garten hinab. Ein Blick der Mutter folgte ihr. Erich wollte nachgehen; doch die Mutter sagte: Elisabeth hat draußen zu thun. So unterblieb es.

Draußen aber legte sich der Abend mehr und mehr über Garten und See, die Nachtschmetterlinge schossen surrend an den offenen Thüren vorüber, durch welche der Duft der Blumen und Gesträuche immer stärker hereindrang; vom Wasser herauf kam das Geschrei der Frösche, unter den Fenstern schlug eine Nachtigall, tiefer im Garten eine andere; der Mond sah über die Bäume. Reinhardt blickte noch eine Weile auf die Stelle, wo Elisabeths feine Gestalt zwischen den Laubgängen verschwunden war; dann rollte er sein Manuscript zusammen, grüßte die Anwesenden, und ging durchs Haus an das Wasser hinab.

Die Wälder standen schweigend und warfen ihr Dunkel weit auf den See hinaus, während die Mitte

desselben in schwüler Mondesdämmerung lag. Mitunter schauerte ein leises Säuseln durch die Bäume; aber es war kein Wind, es war nur das Athmen der Sommernacht. Reinhardt ging immer am Ufer entlang. Einen Steinwurf vom Lande konnte er eine weiße Wasserkilie erkennen. Auf einmal wandelte ihn die Luft an, sie in der Nähe zu sehen; er warf seine Kleider ab, und stieg ins Wasser. Es war flach, scharfe Pflanzen und Steine schnitten ihn an den Füßen, und er kam immer nicht in die zum Schwimmen nöthige Tiefe. Dann war es plötzlich unter ihm weg, die Wasserquirkten über ihm zusammen, und es dauerte eine Zeit lang, ehe er wieder auf die Oberfläche kam. Nun regte er Hand und Fuß und schwamm im Kreise umher, bis er sich bewußt geworden, von wo er hineingegangen war. Bald sah er auch die Lilie wieder; sie lag einsam zwischen den großen blanken Blättern. — Er schwamm langsam hinaus, und hob mitunter die Arme aus dem Wasser, daß die herabrieselnden Tropfen im Mondlicht bligten; aber es war, als ob die Entfernung zwischen ihm und der Blume dieselbe bliebe; nur das Ufer lag, wenn er sich umblickte, in immer ungewisserem Dufte hinter ihm. Er gab indeß sein Unternehmen nicht auf, sondern schwamm rüstig in derselben Richtung fort. Endlich war er der Blume so nahe

gekommen, daß er die silbernen Blätter deutlich im Mondlicht unterscheiden konnte; zugleich aber fühlte er sich in einem Gewirr von Wasserpflanzen wie in einem Neze verstrickt, die glatten Stengel langten vom Grunde herauf und rankten sich an seine nackten Glieder. Das unbekannte Wasser lag so schwarz um ihn her, hinter sich hörte er das Springen eines Fisches; es wurde ihm plötzlich so unheimlich in dem fremden Elemente, daß er mit Gewalt das Gestrick der Pflanzen zerriß, und in athemloser Hast dem Lande zuschwamm. Als er von hier auf den See zurückblickte, lag die Lilie wie zuvor fern und einsam über der dunklen Tiefe. — Er kleidete sich an, und ging langsam nach Hause zurück. Als er aus dem Garten in den Saal trat, fand er Erich und die Mutter in den Vorbereitungen einer kleinen Geschäftsreise, welche am andern Tage vor sich gehen sollte.

Wo sind denn Sie so spät in der Nacht gewesen? rief ihm die Mutter entgegen.

Ich? erwiderte er, ich wollte die Wasserlilie besuchen; es ist aber nichts daraus geworden.

Das versteht wieder einmal kein Mensch! sagte Erich. Was Laufend hattest du denn mit der Wasserlilie zu thun?

Ich habe sie früher einmal gekannt, sagte Reinhardt; es ist aber schon lange her.

Elisabeth.

Am folgenden Nachmittag wanderten Reinhardt und Elisabeth jenseit des Sees bald durch die Hölzung, bald auf dem hohen vorspringenden Uferlande. Elisabeth hatte von Erich den Auftrag erhalten, während seiner und der Mutter Abwesenheit Reinhardt mit den schönsten Ausichten der nächsten Umgegend, namentlich von der andern Uferseite auf den Hof selber, bekannt zu machen. Nun gingen sie von einem Punkt zum andern. Endlich wurde Elisabeth müde, und setzte sich in den Schatten überhängender Zweige, Reinhardt stand ihr gegenüber an einen Baumstamm gelehnt; da hörte er tiefer im Walde den Kuckuck rufen, und es kam ihm plötzlich, dies Alles sei schon einmal eben so gewesen. Er sah sie seltsam lächelnd an. Wollen wir Erdbeeren suchen? fragte er.

Es ist keine Erdbeerenzzeit, sagte sie.

Sie wird aber bald kommen.

Elisabeth schüttelte schweigend den Kopf; dann stand sie auf, und beide setzten ihre Wanderung fort; und wie sie so an seiner Seite ging, wandte sein Blick sich immer wieder nach ihr hin; denn sie ging schön, als wenn sie von ihren Kleidern getragen würde. Er blieb oft unwillkürlich einen Schritt zurück, um sie ganz und

voll ins Auge fassen zu können. So kamen sie an einen freien, haidebewachsenen Platz mit einer weit ins Land reichenden Aussicht. Reinhardt bückte sich und pflückte etwas von den am Boden wachsenden Kräutern. Als er wieder aufsaß, trug sein Gesicht den Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes. Kennst du diese Blume? sagte er.

Sie sah ihn fragend an. Es ist eine Erica. Ich habe sie oft im Walde gepflückt.

Ich habe zu Hause ein altes Buch, sagte er; ich pflegte sonst allerlei Lieder und Reime hineinzuschreiben; es ist aber lange nicht mehr geschehen. Zwischen den Blättern liegt auch eine Erica; aber es ist nur eine verwelkte. Weißt du, wer sie mir gegeben hat?

Sie nickte stumm; aber sie schlug die Augen nieder und sah nur auf das Kraut, das er in der Hand hielt. So standen sie lange. Als sie die Augen gegen ihn aufschlug, sah er, daß sie voll Thränen waren.

Elisabeth, sagte er, — hinter jenen blauen Bergen liegt unsere Jugend. Wo ist sie geblieben?

Sie sprachen nichts mehr; sie gingen stumm neben einander zum See hinab. Die Luft war schwül, im Westen stieg schwarzes Gewölk auf. Es wird Gewitter, sagte Elisabeth, indem sie ihren Schritt beeilte. Reinhardt nickte schweigend und beide gingen rasch am Ufer entlang, bis sie ihren Kahn erreicht hatten.

Während der Ueberfahrt ließ Elisabeth ihre Hand auf dem Rande des Rahnes ruhen. Er blickte beim Rudern zu ihr hinüber; sie aber sah an ihm vorbei in die Ferne. So glitt sein Blick herunter und blieb auf ihrer Hand; und diese blasse Hand verrieth ihm, was ihr Antlitz ihm verschwiegen hatte. Er sah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die Nachts auf krankem Herzen liegen. — Als Elisabeth sein Auge auf ihrer Hand ruhen fühlte, ließ sie sie langsam über Bord ins Wasser gleiten.

Auf dem Hofe angekommen trafen sie einen Scheerenschleiferkarren vor dem Herrenhause; ein Mann mit schwarzen, niederhängenden Locken trat emsig das Rad und summte eine Zigeunermelodie zwischen den Bännen, während ein eingeschirrter Hund schnaufend daneben lag. Auf dem Hausflur stand in Lumpen gehüllt ein Mädchen mit verstorben schönen Zügen und streckte bettelnd die Hand gegen Elisabeth aus. Reinhardt griff in seine Tasche; aber Elisabeth kam ihm zuvor und schüttete hastig den ganzen Inhalt ihrer Börse in die offene Hand der Bettlerin. Dann wandte sie sich eilig ab, und Reinhardt hörte, wie sie schluchzend die Treppe hinaufging.

Er wollte sie aufhalten, aber er besann sich und

blieb an der Treppe zurück. Das Mädchen stand noch immer auf dem Flur, unbeweglich, den empfangenen Almosen in der Hand. Was willst du noch? fragte Reinhardt.

Sie fuhr zusammen. Ich will nichts mehr, sagte sie; dann den Kopf nach ihm zurückwendend, ihn anstarrend mit den verirrten Augen ging sie langsam gegen die Thür. Er rief einen Namen aus, aber sie hörte es nicht mehr; mit gesenktem Haupte, mit über der Brust gekreuzten Armen schritt sie über den Hof hinab.

Sterben, ach sterben

Soll ich allein!

Ein altes Lied brauste ihm ins Ohr, der Athem stand ihm still; eine kurze Weile, dann wandte er sich ab und ging auf sein Zimmer.

Er setzte sich hin, um zu arbeiten, aber er hatte keine Gedanken. Nachdem er es eine Stunde lang vergebens versucht hatte, ging er ins Familienzimmer hinab. Es war Niemand da, nur kühle, grüne Dämmerung; auf Elisabeths Nähtisch lag ein rothes Band, das sie am Nachmittag um den Hals getragen hatte. Er nahm es in die Hand, aber es that ihm weh, und er legte es wieder hin. Er hatte keine Ruh, er ging an den See hinab, und band den Kahn los; er ruderte hinüber und ging noch einmal

alle Wege, die er kurz vorher mit Elisabeth zusammen gegangen war. Als er wieder nach Hause kam, war es dunkel; auf dem Hofe begegnete ihm der Kutscher, der die Wagenpferde ins Gras bringen wollte; die Reisenden waren eben zurückgekehrt. Bei seinem Eintritt in den Hausflur hörte er Erich im Gartensaal auf- und abschreiten. Er ging nicht zu ihm hinein; er stand einen Augenblick still, und stieg dann leise die Treppe hinauf nach seinem Zimmer. Hier setzte er sich in den Lehnstuhl ans Fenster; er that vor sich selbst, als wolle er die Nachtigall hören, die unten in den Taxuswänden schlug; aber er hörte nur den Schlag seines eigenen Herzens. Unter ihm im Hause ging Alles zur Ruh, die Nacht verrann, er fühlte es nicht. — So saß er stundenlang. Endlich stand er auf und legte sich ins offene Fenster. Der Nachthau rieselte zwischen den Blättern, die Nachtigall hatte aufgehört zu schlagen. Allmählig wurde auch das tiefe Blau des Nachthimmels von Osten her durch einen blaßgelben Schimmer verdrängt; ein frischer Wind erhob sich und streifte Reinhardts heiße Stirn; die erste Lerche flog jauchzend in die Luft. — Reinhardt kehrte sich plötzlich um und trat an den Tisch; er tappte nach einem Bleistift, und als er diesen gefunden, setzte er sich und schrieb damit einige Zeilen auf einen weißen Bogen Papier.

Nachdem er hiemit fertig war, nahm er Hut und Stoc und das Papier zurücklassend, öffnete er behutsam die Thür und stieg in den Flur hinab. — Die Morgen-dämmerung ruhte noch in allen Winkeln; die große Hauskaze dehnte sich auf der Strohmatte und sträubte den Rücken gegen seine Hand, die er ihr gedankenlos entgegenhielt. Draußen im Garten aber priessterten schon die Sperlinge von den Zweigen und sagten es allen, daß die Nacht vorbei sei. Da hörte er oben im Hause eine Thür gehen; es kam die Treppe herunter, und als er auffah, stand Elisabeth vor ihm. Sie legte die Hand auf seinen Arm, sie bewegte die Lippen, aber er hörte keine Worte. Du kommst nicht wieder, sagte sie endlich. Ich weiß es, lüge nicht; du kommst nie wieder.

Nie, sagte er. Sie ließ ihre Hand sinken und sagte nichts mehr. Er ging über den Flur der Thüre zu; dann wandte er sich noch einmal. Sie stand bewegungslos an derselben Stelle und sah ihn mit todten Augen an. Er that einen Schritt vorwärts und streckte die Arme nach ihr aus. Dann kehrte er sich gewaltsam ab, und ging zur Thür hinaus. — Draußen lag die Welt im frischen Morgenlichte, die Thauperlen, die in den Spinnweben hingen, blizten in den ersten Sonnenstrahlen. Er sah nicht rückwärts, er wanderte

rasch hinaus; und mehr und mehr versank hinter ihm das stille Gehöft, und vor ihm auf flog die große weite Welt.

Der Alte.

Der Mond schien nicht mehr in die Fensterscheiben, es war dunkel geworden; der Alte aber saß noch immer mit gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl und blickte vor sich hin in den Raum des Zimmers. Allmählig verzog sich vor seinen Augen die schwarze Dämmerung um ihn her zu einem breiten dunklen See; ein schwarzes Gewässer legte sich hinter das andere, immer tiefer und ferner, und auf dem letzten, so fern, daß die Augen des Alten sie kaum erreichten, schwamm einsam zwischen breiten Blättern eine weiße Wasserlilie.

Die Stubenthür ging auf und ein heller Lichtschimmer fiel ins Zimmer. Es ist gut, daß Sie kommen, Brigitte, sagte der Alte. Stellen Sie das Licht nur auf den Tisch.

Dann rückte er auch den Stuhl zum Tische, nahm eins der aufgeschlagenen Bücher, und vertiefte sich in Studien, an denen er einst die Kraft seiner Jugend geübt hatte.

Aus eigenem Herzen geboren,
Nie besessen, dennoch verloren.

Dämmerstunde.*

Im Nebenzimmer saßen ich und du;
Der Abendshimmer fiel durch die Gardinen,
Die fleißigen Hände fügten sich der Ruh,
Von rothem Licht war deine Stirn beschiene.

Wir schwiegen heid'; ich wußte mir kein Wort,
Daß in der Stunde Zauber möchte taugen;
Nur nebenan die Alten schwätzten fort —
Du sahst mich an mit deinen Märchenaugen.

Abends.

Warum duften die Lebköjen so viel schöner bei
der Nacht?

Warum brennen deine Lippen so viel röther bei
der Nacht?

Warum ist in meinem Herzen so die Sehnsucht
aufgewacht,

Diese brennend rothen Lippen dir zu küssen bei
der Nacht?

Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt.

Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt,
Und daß ich endlich scheiden muß,
Daß endlich doch das letzte Lieb
Und endlich kommt der letzte Kuß.

Noch häng' ich fest an deinem Mund
In schmerzlich bangender Begier;
Du giebst der Jugend letzten Kuß,
Die letzte Rose giebst du mir.

Du schenkst aus jenem Zauberfelch
Den letzten goldnen Trunk mir ein;
Du bist aus jener Märchenwelt
Mein allerletzter Abendschein.

Am Himmel steht der letzte Stern,
O halte nicht dein Herz zurück;
Zu deinen Füßen sink ich hin,
O fühl, du bist mein letztes Glück!

Laß einmal noch durch meine Brust
Des vollsten Lebens Schauer wehn,
Eh seufzend in die große Nacht
Auch meine Sterne untergehn.

Du willst es nicht in Worten sagen.

Du willst es nicht in Worten sagen;
Doch legst du's brennend Mund auf Mund,
Und deiner Pulse tiefes Schlagen
Thut liebliches Geheimniß kund.

Du fliehst vor mir, du scheue Taube,
Und drückst dich fest an meine Brust;
Du bist der Liebe schon zum Raube,
Und bist dir kaum des Wort's bewußt.

Du biegst den schlanken Leib mir ferne,
Indeß dein rother Mund mich küßt;
Behalten möchtest du dich gerne,
Da du doch ganz verloren bist.

Du fühlst, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben scheust du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schale voll;
Die holde Schaam ist nur empfangen,
Daß sie in Liebe sterben soll.

Die Zeit ist hin.

Die Zeit ist hin; du löst dich unbewußt
Und leise mehr und mehr von meiner Brust;
Ich suche dich mit sanftem Druck zu fassen,
Doch fühl ich wohl, ich muß dich gehen lassen.

So laß mich denn, bevor du weit von mir
Im Leben gehst, noch einmal danken dir;
Und magst du nie, was rettungslos vergangen,
In schlummerlosen Nächten heim verlangen.

Hier steh ich nun, und schaue bang zurück;
Vorüber rinnt auch dieser Augenblick,
Und wie viel Stunden dir und mir gegeben,
Wir werden keine mehr zusammen leben.

Du schläfst.

Du schläfst — So will ich leise stehen:
O schlafe sanft! und leise will ich gehen,
Daß dich nicht störe meiner Tritte Gang,
Daß du nicht hörest meiner Stimme Klang.

Ein Grab schon weist manche Stelle,
Und Manches liegt in Traum und Duft;
Nun sprudle, frische Lebensquelle,
Und rausche über Grab und Klust!

Mondlicht.

Wie liegt in Mondenlichte
Begraben nun die Welt;
Wie selig ist der Friede,
Der sie umfangen hält!

Die Winde müssen schweigen,
So sanft ist dieser Schein;
Sie säufeln nur und weben,
Und schlafen endlich ein.

Nun öffnen sich die Blumen,
Die Kelche strömen Duft;
Und kennest du den Vogel
Der aus den Büschen ruft?

Wie bin ich solchen Friedens
Seit lange nicht gewohnt!
Sei du in meinem Leben
Der liebevolle Mond.

Weihnachtsabend.

An die hellen Fenster kommt er gegangen
 Und schaut in des Zimmers Raum:
 Die Kinder alle tanzten und sangen
 Um den brennenden Weihnachtsbaum.

Da pocht ihm das Herz, daß es will zerspringen;
 O, ruft er, laßt mich hinein,
 Was Frommes, was Fröhliches will ich euch singen
 Zu dem hellen Kerzenschein.

Und die Kinder kommen, die Kinder ziehen
 Zur Schwelle den nächtlichen Gast;
 Still grüßen die Alten, die Jungen umknieen
 Ihn scheu in geschäftiger Hast.

Und er singt: „Weit glänzen da draußen die Lande
 Und locken den Knaben hinaus;
 Mit klopfender Brust, im Reisegewande .
 Verläßt er das Waterhaus.

Da trägt ihn des Lebens breitere Welle —
 Wie war so weit die Welt!
 Und es findet sich mancher gute Gefelle,
 Der's treulich mit ihm hält.

Tief bräunt ihm die Sonne die Blüthe der Wangen
 Und der Bart umsprößet das Kinn;
 Den Knaben, der blond in die Welt gegangen,
 Wohl nimmer erkennet ihr ihn.

Aus goldnen und aus blauen Reben
 Es mundet ihm jeder Wein;
 Und dreister greift er in das Leben
 Und in die Saiten ein.

Und für manche Dirne mit schwarzen Locken
 Im Herzen findet er Raum; —
 Da klingen durch das Land die Glocken,
 Ihm war's wie ein alter Traum.

Wohin er kam, die Kinder sangen,
 Die Kinder weit und breit,
 Die Kerzen brannten, die Stimmlein klangen,
 Das war die Weihnachtzeit.

Da fühlte er, daß er ein Mann geworden;
Hier gehörte er nicht dazu.
Hinter den blauen Bergen im Norden
Rief ihm die Heimath nicht Ruh.

An die hellen Fenster kam er gegangen
Und schaut' in des Zimmers Raum;
Die Schwestern und Brüder tanzten und sangen
Ein Christlied am Taurusbaum." —

Da war es, als würden lebendig die Lieder
Und nahe, der eben noch fern;
Um den Taurus tanzten Schwestern und Brüder
Und sangen ein Lied vom Herrn.

Da kann er nicht länger das Herz bezwingen,
Er breitet die Arme aus:
O schließet mich ein in das Preisen und Singen,
Ich bin ja der Sohn vom Haus!

Einer Todten.

1.

Du glaubtest nicht an frohe Tage mehr,
 Verjährtes Leid ließ nimmer dich genesen;
 Die Mutterfreude war für dich zu schwer,
 Das Leben war dir gar zu hart gewesen. — —

Er saß bei dir in letzter Liebespflicht;
 Noch eine Nacht, noch eine war gegeben!
 Auch die verrann; dann kam das Morgenlicht.
 Mein guter Mann, wie gerne wollt' ich leben!

Er hörte still die sanften Worte an;
 Wie sie sein Ohr in bangen Pausen trafen:
 Sorg für das Kind — ich sterbe, süßer Mann.
 Dann halbverständlich noch: Nun will ich schlafen.

Und dann nichts mehr; — du wurdest nimmer wach,
 Dein Auge brach, die Welt ward immer trüber;
 Der Athem Gottes wehte durchs Gemach,
 Dein Kind schrie auf, und dann warst du hinüber.

2.

Das aber kann ich nicht ertragen,
 Daß so wie sonst die Sonne lacht;
 Daß wie in deinen Lebenstagen
 Die Uhren gehn, die Glocken schlagen,
 Einförmig wechselnd Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter schwanden,
 Wie sonst der Abend uns vereint;
 Und daß, wo sonst dein Stuhl gestanden,
 Schon Andre ihre Plätze fanden,
 Und nichts dich zu vermissen scheint;

Indessen von den Gitterstäben
 Die Mondesstreifen schmal und karg
 In deine Gruft hinunterweben
 Und mit gespenstisch trübem Leben
 Hinwandeln über deinen Sarg.

Eine Fremde.

Sie sah in unfrem Mädchenkreise,
Ein Stern am Frauen-Firmament;
Sie sprach in unfres Volkes Weise,
Nur leis mit klagendem Accent.
Du hörtest niemals heim verlangen
Den stolzen Mund der schönen Frau;
Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau
Lag noch Granada's Mondenschimmer,
Den sie vertauscht um unsern Strand;
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänzt's Heimathland.

Jugendliebe.Mit Liedern.

Was zu glücklich um zu leben,
Was zu scheu um Klang zu geben,
Was zu lieblich zum Entstehen,
Was geboren zum Vergehen,
Was die Monde nimmer bieten,
Rosen aus verwelkten Blüthen,
Thränen dann aus jungem Leibe
Und ein Klang verlornen Freude.

Posthuma.

Ein Grabgeleit betrat den Kirchhof; ein schmaler Sarg, ein Blumenkranz darauf, sechs Träger und zwei Folger. Es war stille Sommerfrühe, der größte Theil des Kirchhofes lag noch in feuchtem Schatten; nur an dem Rande einer frischen Grube war die aufgeworfene Erde schon von der Sonne angeschienen. Hier sank der Sarg hinab; die Männer nahmen die Hüte herunter, neigten einige Augenblicke den Kopf hinein, und gingen dann plaudernd ihren Weg zurück, dem Todtengräber den Rest überlassend. — Bald war die Erde aufgeschüttet; und es wurde wieder Stille, einsamer Sonnenschein; nur die Schatten der Kreuze und Gedenktafeln, der Urnen und Obelisken rückten unmerklich über den Rasen.

Das Grab war in dem Viertel der Armen, wo keine Steine auf den Gräbern liegen; erst ein niedriger Sandhügel; dann kam der Wind und wehte den losen Staub in den Weg; dann fiel der Regen vom Himmel

und verwusch die Ecken; an Sommerabenden liefen die Kinder darüber weg; endlich wurde es Winter, und nun fiel der Schnee darauf, dichter und dichter, bis es ganz verschwunden war. — Aber der Winter blieb nicht; es wurde wieder Frühling, es wurde Sommer; auf den andern Gräbern brachen die Schneeglöckchen aus der Erde, das Immergrün blühte, die Rosen trieben große Knospen; nun hatte auch hier das Grab sich überwachsen, erst ein feines Grün, Gras und Marienblatt, dann schossen rothe Nesseln auf, Disteln und Farrenkraut und anderes Gewächs, was die Menschen Unkraut nennen; und an warmen Sommermittagen war es voll von Grillengefang. — Dann wieder eines Morgens waren alle Disteln und alles Unkraut verschwunden, und nur das schöne Gras war noch da; wieder einige Tage später stand an dem einen Ende ein schlichtes schwarzes Kreuz; endlich war an der Rückseite des Kreuzes, vom Wege abgekehrt, ein Mädchenname eingeschnitten, mit kleinen Buchstaben, ohne Färbung, nur in der Nähe bemerkbar. —

Es war Nacht geworden. In der Stadt waren die Fenster dunkel, es schlief schon Alles; nur oben in dem hohen Zimmer eines großen Hauses wachte noch ein junger Mann. Er hatte die Kerzen ausgethan und saß mit geschlossenen Augen in einem Lehnstuhl, lautlos

horchend, ob unten Alles zur Ruhe gegangen sei; in der Hand hielt er einen Kranz von weißen Moosrosen. So saß er lange. Draußen ward eine andre Welt lebendig, das Gethier der Nacht strich umher, es wimmerte etwas in der Ferne. Als er die Augen aufschlug, war das Zimmer hell, er konnte die Bilder an den Wänden erkennen; durchs Fenster sah er die gegenüberstehende Wand des Seitenflügels in herber Mondscheinbeleuchtung. Seine Gedanken gingen den Weg zum Kirchhof. Das Grab liegt im Schatten; sagte er — — der Mond scheint nicht darauf. Dann stand er auf, öffnete vorsichtig, und stieg mit seinem Kranze die Treppen hinab; auf dem Hausflur horchte er noch einmal, und nachdem er geräuschlos die Thüre aufgeschlossen, ging er auf die Straße, und im Schatten der Häuser zur Stadt hinaus, eine Strecke fort im hellen Mondschein, bis er den Kirchhof erreicht hatte. Es war, wie er gesagt; das Grab lag im tiefen Schatten der Kirchhofsmauer. Er hing den Rosenkranz über das schwarze Kreuz; dann lehnte er selbst den Kopf daran. Der Wächter ging draußen vorüber, aber er wurde nicht von ihm bemerkt; die Stimmen der Mondnacht erwachten, das Säuseln der Gräser, das Springen der Nachtblüthen, das feine Singen in den Lüften; er hörte es nicht, er lebte in einer Stunde, die nicht mehr war,

umfassen von zwei Mädchenarmen, die sich längst über einem stillen Herzen geschlossen hatten; ein blaßes Gesichtchen drängte sich an seins, zwei kinderblaue Augen sahen in die seinen. Sie trug den Tod schon in sich; noch aber war sie jung und schön; noch reizte sie und wurde noch begehrt. Sie liebte ihn, sie that ihm Alles. Oft war sie seinetwegen gescholten worden; dann hatte sie mit ihren stillen Augen drein gesehen, es war aber deshalb nicht anders geworden. Nachts im kalten Vorfrühling, in ihrem geschliffenen Kleidchen, kam sie zu ihm in den Garten; er konnte sie nicht anders sehen.

Er liebte sie nicht, er beehrte sie nur, und nahm begierig das ängstliche Feuer von ihren Lippen. Wenn ich geschwähig wäre, sagte er, so könnte ich morgen erzählen, daß mich das schönste Mädchen in der Stadt geküßt hat.

Sie glaubte nicht, daß er sie für die Schönste halte; sie glaubte auch nicht, daß er schweigen werde.

Ein niedriger Zaun trennte den Fleck, worauf sie standen, von der Straße. Nun hörten sie Schritte in ihre Nähe kommen. Er wollte sie mit sich fortziehen; aber sie hielt ihn zurück. Es ist einerlei, sagte sie.

Er machte sich von ihren Armen los, und trat allein zurück.

Sie blieb stehen, regungslos; nur daß sie ihre beiden

Hände an die Augen drückte. — So stand sie noch, als draußen die Menschen vorübergegangen waren und als sich das Geräusch der Schritte unten zwischen den Häusern verloren hatte. Sie sah es nicht, daß er wieder zu ihr getreten war, und seinen Arm um ihren Nacken legte; aber als sie es fühlte, neigte sie den Kopf noch tiefer. Du schämst dich, sagte sie leise, ich weiß es wohl.

Er antwortete nicht; er hatte sich auf die Bank gesetzt und zog sie schweigend zu sich nieder. Sie ließ es geschehen, sie legte ihre Lippen auf seine schönen vornehmen Hände; sie fürchtete ihn betrübt zu haben.

Er hob sie lächelnd auf seinen Schooß und wunderte sich, daß er keine Last fühle, nur die Formen ihres zarten, elfenhaften Körpers; er sagte ihr neckend, sie sei eine Hexe, sie wiege keine dreißig Loth. — Der Wind kam durch die nackten Zweige; er schlug seinen Mantel um ihre Füße. Sie sah mit glücklichen Augen zu ihm auf. Mich friert nicht, sagte sie und preßte ihre Schläfe fest an seine Brust.

Sie war in seiner Gewalt; sie wollte nichts mehr für sich allein. — Er schonte ihrer; nicht weil es ihn ihrer erbarmte oder weil er es als Sünde empfunden hätte, sie ohne Liebe sein zu nennen; aber es war, als wehre ihm Jemand, sie ganz zu besitzen. Er wußte nicht, daß das der Tod sei.

Er war aufgestanden, er wollte gehen. Du wirst zu kalt, sagte er. Aber sie drückte seine Hand an ihre Wange, sie legte ihre Stirn an seine. Ich bin heiß! fühl nur, brennend heiß! sagte sie; sie schlug ihre Arme um seinen Nacken, sie ließ sich wie ein Kind an seinem Halse hängen und sah ihn stumm und selbstvergessen an.

* * *

Acht Tage nach dieser kalten Nacht vermochte sie ihr Bett nicht zu verlassen; zwei Monate später war sie gestorben. Er hatte sie nicht wieder gesehen; aber seit ihrem Tode ist seine Begierde erloschen, er trägt jetzt schon jahrelang ihr frisches Bild mit sich herum, und ist gezwungen eine Todte zu lieben.

Damendienst.*

Die Schleppe will ich dir tragen,
Ich will deinem Wink mich weihn,
An Festen und hohen Tagen
Sollst du meine Königin sein!

Deiner Launen geheimste und kühnste
Gehorsam erfüll ich dir;
Doch leid ich in diesem Dienste
Keinen Andern neben mir.

So lang ich dir diene in Ehren,
Gehöret dein Lächeln mein;
Deinen Hofstaat will ich vermehren;
Doch der Erste will ich sein.

Lehrfaß.

Die Sonne scheint; laß ab von Liebeswerben!
Denn Liebe gleicht der scheuesten der Frauen;
Ihr eigen Antlitz schämt sie sich zu schauen,
Ein Räthsel will sie bleiben oder sterben.
Doch wenn der Abend still hernieder gleitet,
Dann naht das Reich der zärtlichen Gedanken;
Wenn Dämmerung süß verwirrend sich verbreitet,
Und alle Formen in einander schwanken,
Dann irrt die Hand, dann irrt der Mund gar leicht,
Und halb gewagt wird Alles ganz erreicht.

Ständchen.

Weisse Mondesnebel schwimmen
Auf den feuchten Wiesenplanen;
Hörst du die Guitarre stimmen
In dem Schatten der Platanen?

Dreizehn Lieder sollst du hören,
Dreizehn Lieder frisch gedichtet;
Alle sind, ich kanns beschwören,
Alle nur an dich gerichtet.

An dem zarten schlanken Leibchen
Bis zur Stirne auf und nieder,
Jedes Fünkchen, jedes Stäubchen,
Alles preisen meine Lieder.

Wahrlich Kind, ich hab' zu Zeiten
Wunderkühnliche Gedanken!
Unermüdblich sind die Saiten
Und der Mund ist ohne Schranken.

Vom geheimsten Druck der Hände
Bis zum nimmersatten Küssen;
Ja, ich selber weiß am Ende
Nicht, was du wirst hören müssen.

Laß dich warnen, laß mich schweigen,
Laß mich Lieb um Liebe tauschen;
Denn die Blätter an den Zweigen
Wachen auf und wollen lauschen.

Weißt Mondesnebel schwimmen
Auf den feuchten Wiesenplanen;
Hörst du die Guitarre stimmen
In dem Schatten der Platanen?

Die Kleine.

Und plaudernd hing sie mir am Arm;
Sie halberschloffen nur dem Leben,
Ich zwar nicht alt, doch aber dort,
Wo uns verläßt die Jugend eben.

Wir wandelten hinauf, hinab
Im dämmergrünen Gang der Linden;
Sie sah mich froh und leuchtend an,
Sie wußte nicht, es könne zünden;

Ihr ahnte keine Möglichkeit,
Kein Wort von so verwegenen Dingen,
Woburch es selbst die tiefste Klust
Verlockend wird zu überspringen.

Bettlerliebe.

D laß mich nur von ferne stehn,
Und hangen stumm an deinem Blick;
Du bist so jung, du bist so schön,
Aus deinen Augen lacht das Glück.

Und ich so arm, so müde schon,
Ich habe nichts, was dich gewinnt.
D wär' ich doch ein Königssohn,
Und du ein arm' verlornes Kind!

O süßes Nichtsthun.

O süßes Nichtsthun, an der Liebsten Seite
Zu ruhen auf des Berg's besonnter Kuppe;
Bald abwärts zu des Städtchens Häusergruppe
Den Blick zu senden, bald in ferne Weite!
O süßes Nichtsthun, lieblich so gebannt
Zu athmen in den neubefreiten Düften;
Sich locken lassen von den Frühlingslüften,
Hinab zu ziehn in das beglänzte Land;
Rückkehren dann aus aller Wunderferne
In ihrer Augen heimatliche Sterne.

Wer je gelebt in Liebesarmen.

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er sterben fern, allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Lobe ist sie sein.

Schließe mir die Augen beide.

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch Alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh.
Und wie leise sich der Schmerz
Well' um Welle schlafen leget,
Wie der letzte Schlag sich reget,
Füllest du mein ganzes Herz.

Sprich, bist du stark.

Sprich, bist du stark, wenn schon mein Leben brach
 Und nur nicht scheiden kann von deinen Blicken,
 Das Auge, das von deiner Liebe sprach,
 Auf Nimmerwiedersehen zuzubücken?

Und bist du stark, was sonst das Herz verführt,
 Wenn es sich schmeichelnd, zwingend dargeboten,
 Dir stets zu weigern fest und unberührt,
 Und jungfräulich zu hangen an dem Todten?

Und bist du stark, daß durch den trüben Flor,
 Daß durch die Einsamkeit mühsel'ger Jahre,
 Wenn dein Gedächtniß schon mein Bild verlor,
 Doch unsre Liebe noch dein Herz bewahre?

Morgens.

Nun gieb ein Morgenfüßchen!
Du hast genug der Ruh;
Und setz dein zierlich Füßchen
Behende in den Schuh!

Nun schüttle von der Stirne
Der Träume blasse Spur!
Das goldene Gestirne
Erleuchtet längst die Flur.

Die Rosen in deinem Garten
Sprangen im Sonnenlicht;
Sie können kaum erwarten,
Daß deine Hand sie bricht.

Zur Nacht.

Vorbei der Tag! Nun laß mich unverstellt
Genießen dieser Stunde vollen Frieden!
Nun sind wir unser; von der frechen Welt
Hat endlich uns die heilige Nacht geschieden.

Laß einmal noch, eh sich dein Auge schließt,
Der Liebe Strahl sich rückhaltlos entzünden;
Noch einmal, eh im Traum sie sich vergißt,
Mich deiner Stimme lieben Laut empfinden!

Was giebt es mehr? der stille Knabe winkt
Zu seinem Strande lockender und lieber;
Und wie die Brust dir athmend schwellt und sinkt,
Trägt uns des Schlummers Welle sanft hinüber.

Marthe und ihre Uhr.

Während der letzten Jahre meines Schulbesuchs wohnte ich in einem kleinen Bürgerhause der Stadt, worin aber von Vater, Mutter und vielen Geschwistern nur eine alternde unverheirathete Tochter zurückgeblieben war. Die Eltern und zwei Brüder waren gestorben, die Schwestern bis auf die jüngste, welche einen Arzt am selbigen Orte geheirathet hatte, ihren Männern in entfernte Gegenden gefolgt. So blieb denn Marthe allein in ihrem elterlichen Hause, worin sie sich durch das Vermiethen des früheren Familienzimmers und mit Hilfe einer kleinen Rente spärlich durchs Leben brachte. Doch kümmerte es sie wenig, daß sie nur Sonntags ihren Mittagstisch decken konnte; denn ihre Ansprüche an das äußere Leben waren fast gar keine; eine Folge der strengen und sparsamen Erziehung, welche der Vater sowohl aus Grundsatz, als auch in Rücksicht

seiner beschränkten bürgerlichen Verhältnisse allen seinen Kindern gegeben hatte. Wenn aber Marthen in ihrer Jugend nur die gewöhnliche Schulbildung zu Theil geworden war, so hatte das Nachdenken ihrer späteren einsamen Stunden, vereinigt mit einem behenden Verstande und dem sittlichen Ernst ihres Charakters, sie doch zu der Zeit, in welcher ich sie kennen lernte, auf eine für Frauen, namentlich des Bürgerstandes, ungewöhnlich hohe Bildungsstufe gehoben. Freilich sprach sie nicht immer grammatisch richtig, obgleich sie viel und mit Aufmerksamkeit las, am liebsten geschichtlichen oder poetischen Inhalts; aber sie wußte sich dafür meistens über das Gelesene ein richtiges Urtheil zu bilden, und, was so Wenigen gelingt, selbstständig das Gute vom Schlechten zu unterscheiden. Mörikes „Maler Nolten“, welcher damals erschien, machte großen Eindruck auf sie, so daß sie ihn immer wieder las; erst das Ganze, dann diese oder jene Partie, wie sie ihr eben zusagte. Die Gestalten des Dichters wurden für sie selbstbestimmende lebende Wesen, deren Handlungen nicht mehr an die Nothwendigkeit des dichterischen Organismus gebunden waren; und sie konnte stundenlang darüber nachsinnen, auf welche Weise das hereinbrechende Verhängniß von so vielen geliebten Menschen dennoch hätte abgewandt werden können.

Die Langeweile drückte Marthen in ihrer Einsamkeit nicht, wohl aber zuweilen ein Gefühl der Zwecklosigkeit ihres Lebens nach außen hin; sie bedurfte Jemandes, für den sie hätte arbeiten und sorgen können. Bei dem Mangel näher Befreundeter kam dieser löbliche Trieb ihren jeweiligen Miethern zu Gute, und auch ich habe manche Freundlichkeit und Aufmerksamkeit von ihrer Hand erfahren. — An Blumen hatte sie eine große Freude, und es schien mir ein Zeichen ihres anspruchlosen und resignirten Sinnes, daß sie unter ihnen die weißen und von diesen wieder die einfachen am liebsten hatte. Es war immer ihr erster Festtag im Jahr, wenn ihr die Kinder der Schwester aus deren Garten die ersten Schneeglöckchen und Märzblumen brachten; dann wurde ein kleines Porzellanförbchen aus dem Schranke herabgenommen, und die Blumen zierten unter ihrer sorgsamten Pflege wochenlang die kleine Kammer.

Da Marthe seit dem Tode ihrer Eltern wenig Menschen um sich sah, und namentlich die langen Winterabende fast immer allein zubachte, so ließ die regsame und gestaltende Phantasie, welche ihr ganz besonders eigen war, den Dingen um sie her eine Art von Leben und Bewußtsein. Sie borgte Theilchen ihrer Seele aus an die alten Möbeln ihrer Kammer, und

die alten Möbeln erhielten so die Fähigkeit, sich mit ihr zu unterhalten; meistens freilich war diese Unterhaltung eine stumme, aber sie war dafür desto inniger und ohne Mißverständniß. Ihr Spinnrad, ihr braun-geschmierter Lehnstuhl, waren gar sonderbare Dinge, die oft die eigenthümlichsten Grillen hatten; vorzüglich war dies aber der Fall mit einer altmodischen Stuhluhr, welche ihr verstorbener Vater vor über fünfzig Jahren, auch damals schon als ein uraltes Stück, auf dem Trödelmarkt zu Amsterdam gekauft hatte. Das Ding sah freilich seltsam genug aus: zwei Meertweiber, aus Blech geschnitten und dann übermalt, lehnten zu jeder Seite ihr langhaariges Antlitz an das vergilbte Zifferblatt; die schuppigen Fischleiber, welche von einstiger Vergoldung zeugten, umschlossen dasselbe nach unten zu; die Weiser schienen dem Schwanz eines Scorpions nachgebildet zu sein. Vermuthlich war das Räderwerk durch langen Gebrauch verschliffen; denn der Perpendikelschlag war hart und ungleich, und die Gewichte schossen zuweilen mehrere Zoll mit einem Mal hinunter. — Diese Uhr war die beredteste Gesellschaft ihrer Besizerin; sie mischte sich aber auch in alle ihre Gedanken. Wenn Marthe in ein Hinbrüten über ihre Einsamkeit verfallen wollte, dann ging der Perpendikel tick, tack! tick, tack! immer härter, immer eindring-

licher; er ließ ihr keine Ruh, er schlug immer mitten in ihre Gedanken hinein. Endlich mußte sie aufsehn; — da schien die Sonne so warm in die Fensterscheiben, die Nelken auf dem Fensterbrett dufteten so süß; draußen schossen die Schwalben singend durch den Himmel. Sie mußte wieder fröhlich sein, die Welt um sie her war gar zu freundlich.

Die Uhr hatte aber auch wirklich ihren eigenen Kopf; sie war alt geworden und kehrte sich nicht so gar viel mehr an die neue Zeit; daher schlug sie oft sechs, wenn sie zwölf schlagen sollte, und ein ander Mal, um es wieder gut zu machen, wollte sie nicht aufhören zu schlagen, bis Marthe das Schlagloth von der Kette nahm. Das Wunderlichste war, daß sie zuweilen gar nicht dazu kommen konnte; dann schnurrte und schnurrte es zwischen den Nädern, aber der Hammer wollte nicht ausholen; und das geschah meistens mitten in der Nacht. Marthe wurde jedesmal wach; und mochte es im klingendsten Winter und in der dunkelsten Nacht sein, sie stand auf und ruhte nicht, bis sie die alte Uhr aus ihren Nöthen erlöst hatte. Dann ging sie wieder zu Bette und dachte sich allerlei, warum die Uhr sie wohl geweckt habe, und fragte sich, ob sie in ihrem Tagewerk auch etwas vergessen, ob sie es auch mit guten Gedanken beschlossen habe.

Nun war es Weihnachten; den Christabend, da ein übermäßiger Schneefall mir den Weg zur Heimath versperrte, hatte ich in einer befreundeten, kinderreichen Familie zugebracht; der Tannenbaum hatte gebrannt, die Kinder waren jubelnd in die langverschlossene Weihnachtstube gestürzt; nachher hatten wir die unerlässlichen Karpfen gegessen und Bischof dazu getrunken; nichts von der herkömmlichen Feierlichkeit war versäumt worden. — Am andern Morgen trat ich zu Marthe in die Kammer, um ihr den gebräuchlichen Glückwunsch zum Feste abzustatten. Sie saß mit untergestüttem Arm am Tische; ihre Arbeit schien längst geruht zu haben.

Und wie haben Sie denn gestern Ihren Weihnachtabend zugebracht? fragte ich.

Sie sah zu Boden und antwortete: Zu Hause.

Zu Hause? Und nicht bei Ihren Schwesterkindern?

Ach, sagte sie, seit meine Mutter gestern vor zehn Jahren hier in diesem Bette starb, bin ich am Weihnachtabend nicht ausgegangen. Meine Schwester schickte gestern wohl zu mir, und als es dunkel wurde, dachte ich wohl daran, einmal hinzugehen; aber — die alte Uhr war auch wieder so drollig; es war accurat, als wenn sie immer sagte: Thu es nicht, thu

es nicht! Was willst du da? Deine Weihnachtsfeier gehört ja nicht dahin!

Und so blieb sie denn zu Haus in dem kleinen Zimmer, wo sie als Kind gespielt, wo sie später ihren Eltern die Augen zugebrückt hatte, und wo die alte Uhr tickte ganz wie bazumalen. Aber jetzt, nachdem sie ihren Willen bekommen und Marthe das schon hervorgezogene Festkleid wieder in den Schrank verschlossen hatte, tickte sie so leise, ganz leise und immer leiser, zuletzt unhörbar. — Marthe durfte sich ungestört der Erinnerung aller Weihnachtabende ihres Lebens überlassen: ihr Vater saß wieder in dem braungeschmigten Lehnstuhl; er trug das feine Sammetkäppchen und den schwarzen Sonntagsrock; auch blickten seine ernstesten Augen heute so freundlich; denn es war Weihnachtabend, Weihnachtabend vor — ach vor sehr, sehr vielen Jahren! Ein Weihnachtbaum zwar brannte nicht auf dem Tisch — das war ja nur für reiche Leute —; aber statt dessen zwei hohe dicke Lichter; und davon wurde das kleine Zimmer so hell, daß die Kinder ordentlich die Hand vor die Augen halten mußten, als sie aus der dunkeln Vordiele hineintreten durften. Dann gingen sie an den Tisch, aber nach der Weise des Hauses ohne Gast und laute Freudenäußerung, und betrachteten was ihnen das Christkind

einbescheert hatte. Das waren nun freilich keine theuern Spielsachen, auch nicht einmal wohlfeile; sondern lauter nützliche und nothwendige Dinge, ein Kleid, ein Paar Schuhe, eine Rechentafel, ein Gesangbuch und dergleichen mehr; aber die Kinder waren gleichwohl glücklich mit ihrer Rechentafel und ihrem neuen Gesangbuch, und sie gingen eins ums andere dem Vater die Hand zu küssen, der während dessen zufrieden lächelnd in seinem Lehnstuhl geblieben war. Die Mutter mit ihrem milden freundlichen Gesicht unter dem enganliegenden Scheiteltuch band ihnen die neue Schürze vor und malte ihnen Zahlen und Buchstaben zum Nachschreiben auf die neue Tafel. Doch sie hatte nicht gar lange Zeit, sie mußte in die Küche und Apfelsuchen backen; denn das war für die Kinder eine Hauptbescheerung am Weihnachtabend; die mußten nothwendig gebacken werden. Da schlug der Vater das neue Gesangbuch auf, und stimmte mit seiner klaren Stimme an: Frohlockt, lobset Gott; die Kinder aber, die alle Melodien kannten, stimmten ein: der Heiland ist gekommen; und so sangen sie den Gesang zu Ende, indem sie alle um des Vaters Lehnstuhl herumstanden. Nur in den Pausen hörte man in der Küche das Sandtieren der Mutter und das Prasseln der Apfelsuchen. — —

Tief, taß! ging es wieder; tief, taß! immer härter und eindringlicher. Marthe fuhr empor; da war es fast dunkel um sie her, draußen auf dem Schnee nur lag ein trüber Mondschein. Außer dem Wendelschlag der Uhr war es todtensstill im Hause. Keine Kinder sangen in der kleinen Stube, kein Feuer prasselte in der Küche. Sie war ja ganz allein zurückgeblieben; die Andern waren alle, alle fort. — Aber was wollte die alte Uhr denn wieder? — Ja, da warnte es auf Elf — und ein anderer Weihnachtabend tauchte in Marthens Erinnerung auf, ach! ein ganz anderer; viele, viele Jahre später. Der Vater und die Brüder waren todt, die Schwestern verheirathet; die Mutter, welche nun mit Marthen allein geblieben war, hatte schon längst des Vaters Platz im braunen Lehnstuhl eingenommen und ihrer Tochter die kleinen Wirthschaftsorgen übertragen; denn sie kränkelte seit des Vaters Tode, ihr mildes Antlitz wurde immer blässer und ihre freundlichen Augen blickten immer matter; endlich mußte sie auch den Tag über im Bette bleiben. Das war schon über drei Wochen, und nun war es Weihnachtabend. Marthe saß an ihrem Bett und horchte auf den Athem der Schlummernden; es war todtensstill in der Kammer, nur die Uhr tickte. Da warnte es auf Elf, die Mutter schlug die Augen

auf und verlangte zu trinken. Marthe, sagte sie, wenn es erst Frühling wird und ich wieder zu Kräften gekommen bin, dann wollen wir deine Schwester Hanne besuchen; ich habe ihre Kinder eben im Traume gesehen; — du hast hier gar zu wenig Vergnügen. — Die Mutter hatte ganz vergessen, daß Schwester Hanne's Kinder im Spätherbst gestorben waren; Marthe erinnerte sie auch nicht daran, sie nickte schweigend mit dem Kopf, und faßte ihre abgefallenen Hände. Die Uhr schlug Elf —

Auch jetzt schlug sie Elf, aber leise, wie aus weiter, weiter Ferne —

Da hörte Marthe einen tiefen Athemzug; sie dachte, die Mutter wolle wieder schlafen. So blieb sie sitzen, lautlos, regungslos, die Hand der Mutter noch immer in der ihren; am Ende verfiel sie in einen schlummerähnlichen Zustand. Es mochte so eine Stunde vergangen sein; da schlug die Uhr. Zwölf! — Das Licht war ausgebrannt, der Mond schien hell ins Fenster; aus den Rissen sah das bleiche Gesicht der Mutter. Marthe hielt eine kalte Hand in der ihrigen. Sie ließ diese kalte Hand nicht los, sie saß die ganze Nacht bei der todtten Mutter. —

So saß sie jetzt bei ihren Erinnerungen in derselben Kammer, und die alte Uhr pickte bald laut, bald

leise; sie wußte von Allem, sie hatte Alles mit erlebt, sie erinnerte Marthe an Alles, an ihre Leiden, an ihre kleinen Freuden. —

Ob es noch so gefellig in Marthens einsamer Kammer ist? Ich weiß es nicht; es sind viele Jahre her, seit ich in ihrem Hause wohnte, und jene kleine Stadt liegt weit von meiner Heimath. — Was Menschen, die das Leben lieben, nicht auszusprechen wagen, pflegte sie laut und ohne Scheu zu äußern: Ich bin niemals krank gewesen; ich werde gewiß sehr alt werden. — Ist ihr Glaube ein richtiger gewesen und sollten diese Blätter den Weg in ihre Kammer finden, so möge sie sich beim Lesen auch meiner erinnern. Die alte Uhr wird helfen; sie weiß ja von Allem Bescheid.

S ch n e e w i t t c h e n .

Eine Märchen-Scene.

Zwergenwirthschaft. Links eine Thüre zur Schlafkammer der Zwerge; im Hintergrunde eine Thür- und Fensteröffnung. Von außen Bald und Sonnenschein. Drinnen steht ein kleiner Tisch mit sieben Schüsseln.

Die sieben Zwerge

(kommen singend nach einander herein mit Kräutersäcken auf dem Rücken, werfen die Säcke in den Winkel, treten an den Tisch und fügen, einer nach dem andern.)

Zwergenältester.

Wer hat auf meinem Stühlchen sessen?

Zwerg 2.

Wer hat von meinem Lellerlein essen?

Zwerg 3.

Wer hat von meinem Müschen pappt?

Zwerg 4.

Wer hat mit meinem Gäßlein zutappt?

Zwerg 5.

Wer hat aus meinem Becherlein trinken?

Zwerg 6.

Wer hat mein Löfflein eingetunken?

Zwerg 7

(Schaut in die Nebenkammer.)

Wer drückt' in meinem Bett das Dällchen?

Zwergenältester.

Wer rückt' an meinem Schlafgestellchen?

Zwerg 2.

Wer schlief auf meinem Lagerstättchen?

Zwerg 3.

O weh! liegt Einer in meinem Bettchen!

Zwerg 4.

Ein Mägdelein!

Zwerg 5, 6, 7.

Laß schaun, laß sehn!

Zwerg 7.

Ei Gott, wie ist das Kind so schön!

Zwergenältester.

O weckt sie nicht! o schreckt sie nicht!

Geschlossen ist der Auglein Licht,

Hinabgerollt die Locken dicht;

Ueber des Mieders blanke Seide

Gefaltet fromm die Händchen beide.

Zwerg 2.

Wer mag sie sein? Wo kam sie her?
Der Wald wächst in die Kreuz und Quer.

Zwerg 3.

Wie fand das liebe Tausendschön
Den Weg durch Dorn und Moor und Seen?

Zwerg 4.

Ist alles so gar lieb und fein,
So rosenroth, schneeweiß und rein!

Zwergenältester.

Bis sie erwacht, bleibt mäuschensacht,
Das helle Glöcklein nehmt in Acht,
Bleibt ruhig in den Schühlein stehn,
Laßt leis das Bänglein ummegehn!

Zwerg 4.

Schau, schau! Die Wimper regte sich.

Zwerg 5.

Das Mündlein roth bewegte sich.

Zwerg 6.

Das blonde Köpfschen reckt sich auf,
Zwei blaue Auglein schlägt sie auf!

Zwerg 7.

Sie schaut sich um ein stummes Weilschen!

Zwergenältester.

Schweigt nun! ihr Mühlchen, ihr Blappermäulchen!

Erschreckt sie nicht, geht sein bei Seit!

Sie sah wohl Zwerglein nicht bis heut.

(Die Zwerge treten bis auf den Keltesten an beiden Seiten zurück.)

Schneewittchen

(erscheint scheu an der Thür.)

Zwergenältester.

Ei grau' dich nicht, tritt nur herein;

Du sollst uns sein willkommen sein,

Willkommen in der Zwerge Häuschen!

Doch sprich, wie heißt du denn?

Schneewittchen.

Schneeweißchen!

So hat die Mutter mich genannt;

Mein Vater ist König über dies Land.

Zwergenältester.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,

Wo liehest du die Pagen dein,

Wo liehest du die Wagen und Koffe,

Wie kamst du von des Königs Schlosse?

Schneewittchen.

Ach, ich bin kommen arm und bloß!

Mütterlein schläft in Grabes Schooß;

Der König freite die zweite Frau,

Die schlug mich oft und schalt mich rauh;

Schickte mich dann mit dem Jäger zu Walde,

Sollte mich tödten auf Berges Halde,
 Und der Königin als Zeichen
 Sollt' er mein blutend Herz reichlich;
 Doch ich bat ihn so lange, so lang auf den Knien —
 Da schoss er den Eber, und ließ mich fliehn.

Zwergenältester.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
 Wie fandest du Weg und Steg allein?
 Wer zeigte dir die sieben Berge?
 Wie kamst du in das Reich der Zwerge?

Schneewittchen.

Sprangen zwei Rehlein mir voran,
 Sah'n mit den braunen Augen mich an;
 Saßen im Walde die Vöglein zu Hauf,
 Schwangen zwei Vöglein sich vor mir auf;
 Am Himmel zog ein Stern vor mir —
 Und wie ich folgte, so bin ich hier.

Zwergenältester.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
 Schlag auf die blauen Neugelein,
 Laß springen dein Herzlein wohlgemuth;
 Sollst bleiben hier in unsrer Hut,
 Im grünen Reich der sieben Berge!

Schneewittchen.

Wie kann ich euch danken, ihr guten Zwerge?

Zwergenältester.

Kannst die Wirthschaft uns versehen,
Wenn wir Tags in die Berge gehen;
Unsern Haushalt kannst du führen.

Schneewittchen.

O wie will ich mich tummeln und rühren!
Bin wohl behend in allen Stücken;
Sprecht nur, was soll ich immer beschicken?

Zwergenältester.

Morgens im Dämmerchein
Fegst du das Kämmerlein,
Bohnest die Stühlchen,
Lockerst die Pfühlchen,
Schüttelst zurechte die Schlafestättchen!

Zwerg 2.

Und für dich selber das weichste Bettchen!

Zwergenältester.

Gehn wir zu Walde, hütst du das Stübchen,
Deckst das Tischchen, kochest die Süppchen!

Zwerg 3.

Doch von den Süppchen und von den Speisichen
Das Schönste für dich, Prinzess Schneeweißchen!

Zwerg 4.

Schau nur, die Dornen zerrissen mein Röcklein!

Zwerg 5.

Streiften mir ab von dem Käppchen das Glöcklein.

Zwergenältester.

Besserst das Rödlein,
Festest das Glöcklein,
Sehest auf Täckchen
Saubere Fleckchen;
Doch in das Hüttchen
— Bist du allein —
Läßt du, Schneewittchen,
Niemand herein!

Schneewittchen.

Aber die Rehe, die süßen Rehe!
Wenn ich sie Morgens durchs Fensterlein
Draußen im goldenen Sonnenschein
Springen und spielen und nahen sehe?

Zwergenältester.

Rehlein stehn in hohen Gnaden,
Sind gar tapfre Kameraden;
Kannst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen.

Aber die Vögel, die bunten Flämmchen,
Stieglitz mit dem rothen Kämmchen,
Ammer mit dem goldenen Laß,
Und der Staar, der possierliche Maß,

Und vor den andern Vögeln allen
 Die süßen Sänger, die Nachtigallen!
 Wenn sie draußen durch die Zweiglein
 Schauen mit den klugen Auglein;
 Wenn sie dann mählich näher schlüpfen,
 Neugierig auf die Schwelle hüpfen?

Zwergenältester.

Vöglein stehn in hohen Gnaden,
 Sind gar lustige Kameraden;
 Darfst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen.

Aber die Sonne, der himmlische Schein!
 Wenn sie Morgens ins Fensterlein
 Durch die grünen, funkelnden Blätter
 Sendet das goldene Sommerwetter!
 Und Abends, wandert die Sonne von bannen,
 Der Mond steigt über die schwarzen Fannen!
 Der wohnt am Himmel allein nicht gern,
 Bringt mit sich alle die tausend Stern';
 Mond und Sonne und Sternlein
 Schauen alle zu mir herein,
 Wie ich die Wirthschaft mag treiben und leiten —
 Sie kennen mich alle seit langen Zeiten.

Zwergenältester.

Rehlein laß um dich spielen und springen,

Vöglein flattern und schmettern und singen,
 Laß Mond- und Sonnenlicht herein;
 Nur vor den Menschen hüte dich fein!

(Zu den Andern.)

Nun kommt, ihr wackern Brüderlein,
 Drei Gänge fürder noch waldein!
 Dreimal noch füllt mit weichem Moos
 Die Säcklein aus des Waldes Schooß,
 Und richtet fein in unserm Hüttchen
 Ein achttes Bettchen für Schneewittchen!

Die sieben Zwerge.

(geben singend ab)

Da ging die Raß die tripp die trapp,
 Da schlug die Thür die klipp die klapp,
 Frau Fuchsin, sind Sie da?
 Ach ja, mein Käzchen, ja!

Schneewittchen.

(allein)

Morgens im Dämmerchein
 Feg' ich das Kämmerlein,
 Bohne die Stühlchen,
 Locke die Pfühlchen,
 Mache die Bettchen,
 Die Schlummerstättchen,
 Nähe das Rößlein,

Heute das Glöcklein,
Setz' auf die Tüchlein
Saubere Flecklein;
Rehlein und Vögelein,
Alle die Thierelein
Flattern durchs Fensterlein,
Schlüpfen zur Thür herein;
Sonne und Mondenschein,
Sternlein die hellen
Sind alle meine Spielgefellen!



In demselben Verlage sind erschienen:

Emanuel Geibel,
Gedichte.

Miniatur-Ausgabe. geh. 1 Thlr. 24 Sgr. Eleg. geb. mit
Goldschnitt 2 Thlr. 7½ Sgr.

Volklieder und Romanzen der Spanier.

Im Verhältnisse des Originals verdeutscht.

12. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Lebrecht Dreves,
Gedichte.

Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Mit dem Bildniß des Dichters. 16. cart. 2 Thlr.

A. Kopisch,
Gedichte.

12. geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

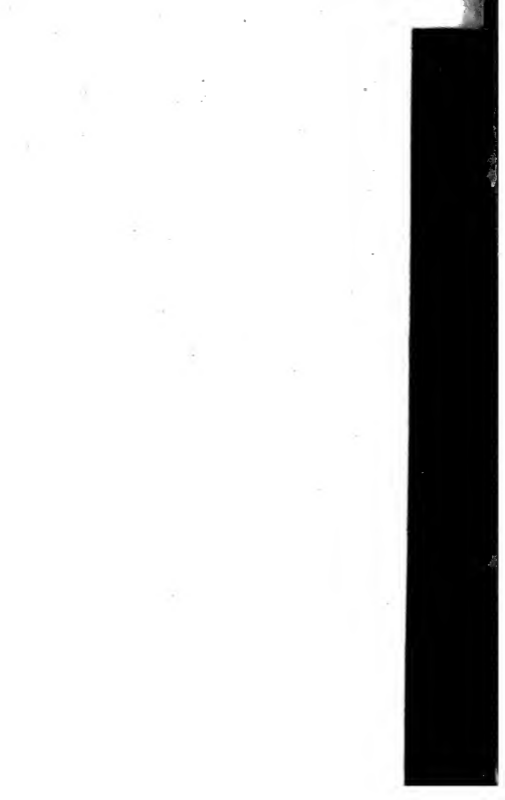
Flickerlei Geister.

Märchenlieder, Sagen und Schwänke. 16. geheftet.
1 Thlr. 6 Sgr.

Ernste Stunden.

Andachtsbuch für Frauen von einer Frau. Miniatur-Ausgabe. geh. 15 Sgr. Eleg. geb. mit Goldschnitt
27 Sgr.





PT2528

56

0000 041 696 539



DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET

